Politik und Literatur in Württemberg

von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Schillers Jugenddramen.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
einer Hohen philosophischen Fakultät
der Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Emil Seidel
aus Murr.

Stuttgart
Druck von W. Kohlhammer
1910.

Politik und Literatur in Württemberg

von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Schillers Jugenddramen.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen philosophischen Fakultät

der Universität zu Tübingen

vorgelegt von

Emil Seidel

aus Murr.

ACAD. LDGD. BAT BIBL.

Stuttgart

Druck von W. Kohlhammer

1910.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Referent: **Professor Dr. v. Fischer.**

22. Dezember 1909.

Die Arbeit erscheint gleichzeitig in den Württembergischen Jahrbüchern
für Statistik und Landeskunde. Jahrgang 1910. Heft I.

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552715_0034

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit geht auf die Anregung von Herrn Prof. Dr. v. Fischer zurück. Sie sucht nachzuweisen, daß fast die ganze württembergische Dichtung der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu Schiller aus der Opposition gegen Herzog Carl hervorgegangen ist.

Im allgemeinen soll sich diese Abhandlung auf die schöne Literatur beschränken, bisweilen werden jedoch auch Briefe, Selbstbiographien und ähnliches Material herangezogen werden, soweit dies für das Verständnis der schönen Literatur notwendig ist.

Huber, Gemmingen und Kazner sind hier in dieser Abhandlung zum erstenmal ausführlicher behandelt, für Hartmann lag die ausgezeichnete Biographie von Wilh. Lang (Von und aus Schwaben, 7. Heft) vor, der ich namentlich, was die biographischen Notizen anbelangt, viel zu danken habe.

Auf eine ausführlichere Behandlung Schubarts und Schillers konnte hier verzichtet werden, da der Einfluß der politischen Verhältnisse auf ihr literarisches Schaffen schon vielfach aufs beste dargestellt worden ist. Der Titel „Politik und Literatur in Württemberg von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu Schillers Jugenddramen" ist trotzdem, denke ich, durch Zweck und Inhalt der Abhandlung genügend gerechtfertigt.

Die geschichtlichen Belege sind größtenteils — oft wörtlich — dem kürzlich erschienenen Werk: „Herzog Carl Eugen und seine Zeit" (Bd. I 1907, abgekürzt H. C.) entnommen.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort.

Einleitung. Der unpolitische Charakter der deutschen Dichtung ums Jahr 1750. Sonderentwicklung der württembergischen Dichtung, bedingt durch die eigentümlichen kulturellen und politischen Verhältnisse des damaligen Württemberg, wie durch die starke Anlehnung an die schweizerische Literatur.

Das politische Gepräge der außerwürttembergischen schwäbischen Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Joh. Jak. Moser und Friedr. K. v. Moser als politische Schriftsteller . . . . . 1—27

Huber . . . . . 27—68

Gemmingen . . . . . 69—125

Kazner . . . . . 125—135

Hartmann . . . . . 136—164

Schubart . . . . . 164—168

Schiller . . . . . 168—171

Einleitung.

Schiller gibt in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts die Losung aus: Durch Schönheit zur Freiheit, durch die ästhetische Kultur zur politischen! Mag man die Berechtigung dieser Forderung anerkennen oder nicht, Tatsache ist jedenfalls, daß die deutsche Geschichte diesen Gang genommen hat.

Politisch denken und politisch handeln hat das deutsche Volk erst im 19. Jahrhundert gelernt, im 18. Jahrhundert waren wir ein Volk einer vorwiegend ästhetischen Kultur. In keinem Jahrhundert der neueren Geschichte gab es in Deutschland so wenig politisches Denken und Wollen wie im 18. bis zur französischen Revolution. Nicht nur den breiten Massen des Volks ist jedes Verständnis für die Fragen des öffentlichen Lebens abgegangen, auch die führenden Geister haben bis auf wenige Ausnahmen auf eine Beteiligung am politischen Leben der Nation verzichtet, um sich dafür nur um so tatkräftiger der Philosophie und Literatur zuzuwenden und hier ihre Befriedigung zu suchen. So fehlt auch der Dichtung dieses Zeitalters die enge Wechselwirkung zwischen Literatur und Zeitereignissen, wie sie zum Teil dem Zeitalter der Staufer, in hervorragender Weise der Reformation und, wiederum in beschränkterem Maße, dem 19. Jahrhundert eigen ist.

Von geschichtlichem Standpunkt aus ist freilich diese Entwicklung des deutschen Geisteslebens und damit der deutschen Poesie durchaus verständlich.[1])

[1]) Vrgl. für das Folgende: Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 2. Band 1. Teil S. 448 ff. und 2. Band, 2. Teil S. 12 ff.

Im 16. Jahrhundert hatte die deutsche Dichtung noch einmal einen neuen Aufschwung genommen. Träger dieser Dichtung war das noch unverdorbene, selbstbewußte Bürgertum, das mit unerschrockenem Mut alle Torheiten der Zeit geißelte und mit seiner Dichtung auch in die politisch-kirchlichen Kämpfe einzugreifen wagte. Aber die Bedeutung und das Selbstbewußtsein des Bürgertums schwindet im 17. Jahrhundert immer mehr und das Territorialfürstentum erhebt sich infolge des raschen Fortschritts der innern Auflösung des Reichs und infolge des 30jährigen Kriegs, der das Bürgertum vollends in Not und Elend herabdrückt, zu ungeahnter Höhe. Ludwig XIV., der Vertreter des fürstlichen Absolutismus, und sein Hofhalt zu Versailles werden immer mehr auch das Muster der deutschen Fürsten. Adel, Offiziere, Künstler, Gelehrte, überhaupt alles, was nach Ruhm und Anerkennung strebt, drängt sich an den Hof, denn ohne den Hof oder gar im Gegensatz zu ihm sich durchzusetzen, ist so gut wie unmöglich. Die alten Landstände und die alten Rechte der Selbstverwaltung fallen mit dem 30jährigen Kriege fast überall. Ein wohlorganisiertes, nach oben durchaus willfähriges Beamtentum, das nach allen Richtungen in das Leben des Volks eingreift, vermehrt dessen Unselbständigkeit und seine politische Gleichgültigkeit. Dazu verfallen auch die Reichsstädte, in denen sich teilweise ein freies, selbstbewußtes Bürgertum noch länger erhalten hatte, immer mehr und haben alle Mühe, sich gegenüber den Eingriffen der Landesfürsten noch zu halten.

Deutlich spiegelt sich das Schwinden des bürgerlichen Muts in der Literatur, am besten in der Satire, die immer die Hauptgattung der politischen Dichtkunst gewesen ist. Noch lebt in den Komödien des Andreas Gryphius, in den Abenteuern des Simplicissimus, den satirischen Gesichten Moscheroschs, auch noch in den Gedichten Logaus, Rachels, Laurembergs jenes bürgerlich-nationale Selbstbewußtsein, das die vom Hof ausgehende Sittenverderbnis, die Sucht für ausländisches Wesen, überhaupt die öffentlichen Mißstände in

Staat und Gesellschaft an den Pranger stellt. Aber schon die Satiriker um die Wende des 17. Jahrhunderts, Neukirch und Wernicke, ziehen sich vom öffentlichen Leben und Denken zurück, und an Rabener endlich, dem Satiriker einer noch späteren Zeit, zeigt sich am deutlichsten, wie den Dichtern jener Zeit allmählich jeder Mut abhanden gekommen ist, in ihrer Dichtung die öffentlichen Zustände zu berühren. Es sei Hochmut, meint Rabener, wenn die Schriftsteller „in ihren finstern Winkeln schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang vor Augen haben". Eine freimütige Kritik der Handlung der Regenten oder ihrer Organe erscheint ihm also wie eine Vermessenheit.

Schlimmer noch war die kriechende Schmeichelei, wie sie in der damals üppig blühenden Hofpoesie zum Ausdruck kam. Es war für jeden Dichter selbstverständlich, daß er seine Muse in den Dienst eines Fürsten stellte und ihm bei Gelegenheit von Geburtstagen, Festen und anderen Anlässen in überschwenglichen Hymnen Weihrauch streute.

Diese höfische Gelegenheitspoesie trieb noch ihre üppigsten Blüten zu einer Zeit, da das deutsche Bürgertum durch die von Frankreich und England aus sich verbreitenden Aufklärungsideen schon in mancherlei Hinsicht zu neuem Leben erwacht war. Aber während die Aufklärung in England und Frankreich zugleich politisch und religiös war, beschränkte sie sich in Deutschland auf die Religion, die Moral und die schöne Literatur. So kam es, daß das zu neuem Bewußtsein und Betätigungsdrang erwachte Bürgertum sich ausschließlich literarischen und ästhetischen Fragen zuwandte, und daß politische Gleichgültigkeit und Unterwürfigkeit charakteristische Eigenschaften des deutschen Bürgertums blieben.

Im Jahre 1740 kommt Friedrich der Große auf den Thron. An ihn knüpft sich der Aufschwung der deutschen Literatur nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Seine siegreichen Kriege, sein Kampf gegen religiöse Engherzigkeit und absolutistische Eigensucht wirkten wie elektrisierend auf das gesamte deutsche Geistesleben. Politisch reifer ist in

seiner Zeit das deutsche Volk nicht geworden. Wohl jubelte man dem Preußenkönig zu, aber diese Begeisterung entsprang nicht politischen, sondern rein menschlichen Motiven: die gewaltige Kraftanspannung dieses Volkes, die Energie seines Helden mußte selbst seine Feinde zu staunender Bewunderung fortreißen. Wohl freute man sich, wie er — wenigstens teilweise — mit dem alten Schutt in Verwaltung und Rechtspflege aufräumte, aber noch immer war man gewohnt, Glück und Unglück geduldig aus den Händen der Regierung wie einer göttlichen Vorsehung zu nehmen; gab doch der aufgeklärte Despotismus selbst die Losung aus: alles für das Volk, nichts durch das Volk!

Dieselbe Unreife zeigt sich in der politischen Dichtung jener Zeit. Wohl wurzelt Klopstocks vaterländische Dichtung in der tatkräftigen Stimmung der schlesischen Kriege, aber dieser Patriotismus verlor sich ins Überschwengliche und Unbestimmte, da sich Klopstock bald von Friedrich abwandte, und somit seiner patriotischen Poesie jeder bestimmte Anhalt in der Wirklichkeit fehlte. Nicht minder überschwenglich erscheint uns jene Freiheitsbegeisterung der Stürmer und Dränger, die zweifellos auch von dem Geist des friderizianischen Zeitalters angehaucht wurde, daneben aber aus dem Freiheitskampf der amerikanischen Kolonien und den Ideen Rousseaus ihre Hauptnahrung zog. Auch den Vertretern dieser Dichtung fehlt es an bestimmten Zielen; über hohle Phrasen und poetisch-politische Allgemeinheiten von Freiheit, Tyrannen und dergleichen sind sie im großen ganzen nicht hinausgekommen.

Unter Friedrich dem Großen war auch die politische Tagespresse emporgekommen. Ihr eigentlicher Aufschwung fällt indessen erst in das letzte Viertel des Jahrhunderts, und es ist kein Zufall, daß die meisten ihrer Vertreter aus Schwaben stammen (Moser, Abt, Schubart, Wekhrlin, Schlözer).

Im allgemeinen hat also die Politik der deutschen Literatur des Nordens (nur von ihr war bis jetzt die Rede)

keine starken Spuren eingedrückt. Die große Schar der Dichter, die in dieser ruhmreichen Epoche der deutschen Literatur gelebt und gedichtet haben, haben sich fast alle auf die engen Beziehungen des Privatlebens und des geselligen Verkehrs beschränkt und darauf verzichtet, durch ihre Dichtung in irgendwelchem politischen oder vaterländischen Sinn zu wirken.

Anders in Württemberg. Hier knüpft sich der Aufschwung der Literatur gerade an die politische Dichtung. Die württembergische Literatur stellt sich dadurch in entschiedenen Gegensatz zu der Entwicklung der deutschen Literatur des Nordens.

Später als im Norden erhob sich im Süden die Dichtkunst.[1]) Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als der Norden schon Namen wie Hagedorn, Gellert, Klopstock, Lessing aufzuweisen hatte, lag die Dichtung in Schwaben noch tief danieder. Seit den Tagen Andreäs und Weckherlins war hier kein Dichter von Namen mehr erstanden. Wohl hatte man in Schwaben nie aufgehört zu dichten, vielmehr waren die Schwaben „in die Poesie so verliebet, daß niemand werden noch sterben konnte, den man nicht mit Büchern von Reimen begleitete".[2]) Es gab also wohl auch in Schwaben Dichterlinge in Hülle und Fülle, aber was sie der Welt schenkten, war nichts als die gewöhnlichste Gelegenheitspoesie. Höhnend deuteten die Norddeutschen auf Schwaben als das Land der Barbarei. Da erwachten auch die Schwaben. Viele traten in die Schranken, um die Ehre der Schwaben zu verfechten. Aber die Einsichtigeren konnten nicht umhin, diesen Vorwurf als begründet anzuerkennen. Noch bis in die 80er Jahre hinein, als schon Dichter wie Schubart und

[1]) Vrgl. für das Folgende: Wilhelm Lang, Von und aus Schwaben. 7. Heft S. 3 ff. und Euphorion V, 659 ff.

[2]) Worte Hallers aus der autobiographischen Skizze, die er im Jahr 1732 über seinen Aufenthalt in Tübingen zu seiner eigenen Erinnerung aufgesetzt hat, mitgeteilt in: Albr. von Hallers Gedichten, herausgeg. und eingeleitet von Ludwig Hirzel, XV.

Wieland und Publizisten wie Abbt und Wekhrlin überall in Deutschland bekannte Namen waren, galten die Schwaben als in der Literatur zurückgeblieben. Dies zeigt, daß man mit dem Höhnen über die Rückständigkeit des Geschmacks in Schwaben vornehmlich auf Württemberg zielte. Denn dieses Württemberg stand mit seinen eigenartigen Kulturverhältnissen nicht nur im Gegensatz zum Norden, sondern bildete auch im Süden innerhalb Schwabens wieder eine Welt für sich. Es sind vorzüglich zwei Faktoren, welche diese Eigenart der württembergischen Kultur bedingen: erstens das Überwiegen der Theologie und zweitens das Zurechtbestehen der alten landständischen Verfassung.

Württemberg als protestantisches Land in den überwiegend katholischen Süden eingepreßt, bildete als einzig größerer Staat des Südens das „Bollwerk“ [1]) gegen die Katholiken. Kein Wunder, daß der Protestantismus hier ein bedeutender Faktor der Kultur wurde. Namentlich hatte die protestantische Theologie auch durch das Tübinger Stift einen beherrschenden Einfluß auf die Hochschule und damit auf die ganze gebildete Welt des damaligen Württembergs. Die Theologie hatte alle weltlichen Kulturströmungen und so auch die dichterische Betätigung am Boden gehalten. In dieser einseitig theologischen Richtung der Tübinger Hochschule liegt auch wohl die Hauptursache, daß die Dichtkunst im letzten Jahrhundert so schwer darniederlag. Die Theologie hat auch in diesen 30 Jahren alles getan, um den neu erwachten Drang nach poetischer Lektüre und poetischer Betätigung zurückzudrängen. In den 70er Jahren beginnt sie indessen auch im Stifte sich mächtig Bahn zu brechen. Aber die Früchte, die diese wachsende Beschäftigung mit der deutschen Dichtung trug, hat erst eine spätere Zeit geerntet. Bei den Dichtern der Jahre 1750—1780 zeigt sich deutlich, daß die so mannigfaltigen literarischen Richtungen, die sich im übrigen Deutschland in dieser Zeit ausbildeten, in dem rückständigen Württemberg noch keinen Eingang gefunden

[1]) Wilh. Lang.

hatten. Diese auffallende Langsamkeit, mit der literarische Neuigkeiten sich Bahn brachen, die nicht bloß durch die Absperrungsversuche der Theologie, sondern ebensosehr durch den „zu mißtrauischer Kritik nur zu leicht geneigten Charakter des Volkes“ [1]) bedingt ist, erklärt es auch teilweise, daß die württembergische Dichtung sich dann 30 Jahre lang auf die einmal eingeschlagene politische Richtung beschränken konnte, ohne daß diese von einer andern Richtung abgelöst oder gekreuzt worden wäre.

Das zweite Element, das die Besonderheit der altwürttembergischen Kultur erst verständlich macht, ist das Zurechtbestehen der württembergischen Landstände. Während überall in Deutschland die Landstände im Laufe des 17. Jahrhunderts gefallen waren, hatten sich (wie sonst nur noch in Mecklenburg) in Württemberg die alten ständischen Rechte erhalten.

Die alte württembergische Verfassung war allerdings eine eigenartige Institution, da sie in ihrem Ursprung bis ins Mittelalter zurückging und mit den sich von Grund aus ändernden staatlichen Verhältnissen nicht Schritt gehalten hatte. Rechte des Herzogs und Rechte der Landschaft standen einander auf gleicher Linie gegenüber. Hatte auch die Landschaft in gesetzgeberischer Beziehung keinen rechtlichen Anspruch auf irgendwelche Mitwirkung an der Regierung, so hatte sie doch ein in Deutschland seltenes Recht der Selbstverwaltung (freie Wahl der Magistrate, Retribution der Steuern, weitgehenden Anteil an Polizei und Gerichtsbarkeit), vor allem das ganze Finanzwesen des Landes in Händen. Mit diesen Rechten ausgestattet, besaß sie rechtlich eine weitgehende Möglichkeit der Kontrolle und Beschränkung der fürstlichen Gewalt, vor allem pracht- und kriegsliebenden Fürsten gegenüber.

Aber die Bedeutung der württembergischen Verfassung liegt nicht bloß in diesen äußeren Vorteilen, vielmehr hat

[1]) Hermann Fischer, Beiträge zur schwäbischen Literaturgeschichte I, 43.

dieselbe dem ganzen Volkscharakter tiefe Spuren eingedrückt. Mehr als sonst in monarchisch regierten Ländern hat sich hier ein ausgesprochener Rechtssinn, ein gewisser republikanischer Stolz, überhaupt ein größerer Sinn für das politische und soziale Leben lebendig erhalten. Freilich hatte der Despotismus hier dieselben Folgen gezeitigt wie überall im deutschen Vaterlande. Auch hier hatte das drückende Elend, das der Despotismus über das Land brachte, die niederen Schichten des Volkes zu politischem Stumpfsinn herabgedrückt. Widerstand war von ihm nicht zu befürchten. Je stärker die Hand des Fürsten auf dem Volk lastete, desto mehr warf es sich einer glaubensinnigen Religion in die Arme, welche den Geist des Aufruhrs zu besänftigen und die Gemüter des gepreßten Landes zum Dulden und Leiden zu stärken vermochte.[1]) In allen Ländern lutherischer Konfession ist dieser Charakterzug der Passivität gegenüber der Staatsgewalt stark ausgeprägt. Das lutherische Kirchentum duldet keine Erhebung gegen übergeordnete Gewalten. Die Religion ist ihm etwas rein Innerliches: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl; macht er es schlecht, so haben wir es zu tragen. So ist es erklärlich, daß das württembergische Volk des 18. Jahrhunderts seine Tyrannen geradezu als eine Strafe des Himmels betrachtete und, je mehr es gepeinigt wurde, um so stiller sich in die traute Herzlichkeit des Pietismus zurückzog, der gerade in Württemberg tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Zu der wachsenden politischen Gleichgültigkeit des Volkes hat auch wesentlich der Umstand beigetragen, daß ihm die Liebe zur alten Verfassung immer mehr abhanden gekommen war. Der ständische Ausschuß hatte,

[1]) Bezeichnend hiefür ist die bekannte Antwort Flattichs, der auf die Frage, was ein Pietist sei, antwortete: „Wenn man seinen Hund den ganzen Tag schlägt, so geht er durch und sucht einen andern Herrn, bei dem er es besser hat; auf die gemeinen Leute schlägt jeder zu, der Herzog, die Soldaten, die Jäger, darum gehen sie durch zu Christus und wer Christum sucht, ist ein Pietist." H. C. 364.

seitdem er tatsächlich so gut wie ganz an die Stelle des Landtags getreten war und immer sich selbst ergänzte, jede Fühlung mit dem Volke verloren; das Volk hatte sich allmählich daran gewöhnt, im Ausschuß nicht die Verteidiger ihrer alten Rechte, sondern nur eine kleine Schar Bevorzugter zu sehen, die auf die alten Rechte pochend, eigene selbstsüchtige Zwecke verfolgten,[1]) und Herzog und Minister versäumten nicht, das Volk in dieser Ansicht zu bestärken. Die neuere Forschung[2]) hat indessen treffend bewiesen, daß die Landschaft sich durchaus nicht nur von egoistischen Zwecken leiten ließ und für ihren schweren, standhaften Kampf gegen einen ebenso begabten als herrschsüchtigen Fürsten mehr Dank von seiten des württembergischen Volkes verdient hätte.

Niedrige Kriecherei und hündische Willfährigkeit waren auch in Württemberg tief in das Beamtentum gedrungen, so daß das Bild, welches dieses bot, sich kaum von dem in anderen despotischen Staaten unterscheiden mochte (vrgl. Huber, Selbstbiographie S. 55 ff.). Daneben fanden sich aber in Württemberg immer wieder Männer, die, gestützt auf die alten Rechte des Landes, den absolutistischen Ansprüchen ihrer Herzöge entgegenzutreten wagten oder denen in Zeiten, da der fürstliche Absolutismus eigenwillig die ihm durch die ständischen Rechte gesetzten Schranken beiseiteschob, die rechtskräftige Existenz der Verfassung „eine Waffe" war, „mit der sie wenigstens moralische Siege erfochten".[3])

Die württembergische Verfassung hatte seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts einen schweren Stand genommen.

---

[1]) Nicolai berichtet, daß zu der Zeit, da er Württemberg durchreiste, der Herzog weit populärer war als die Landstände (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz X); vrgl. auch H. Kurz, Schillers Heimatjahre Kap. 1.

[2]) Vrgl. die ausgezeichnete Darstellung Adams, Herzog Carl und die Landschaft in dem Werk: Herzog Carl Eugen und seine Zeit. Vierter Abschnitt.

[3]) Adolf Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, 1875 S. 2.

Unter Eberhard Ludwig (1693/1733) führt 20 Jahre lang ein gemeines Weib die Zügel der Regierung. Er selbst gebärdet sich nicht wie ein Regent des Landes, sondern wie ein reicher Kavalier, verbringt seine Tage in üppigen Festen und Jagden, ohne sich darum zu kümmern, daß das Volk den ungeheuren Steuerlasten, die dieser Aufwand erfordert, beinahe erliegt. Nicht besser wurde es mit seinem Neffen Karl Alexander (1733—37), der in kaiserlichen Diensten gestanden und in diesen zum katholischen Bekenntnis übergetreten war. Zu den unermeßlichen Steuerlasten, die seine Prachtliebe und militärische Neigung notwendig machten, kam noch das konfessionelle Mißtrauen des stockprotestantischen Landes. Die Finanzkünste, die schon unter Eberhard Ludwig in Übung gekommen waren, fanden unter Karl Alexander in dem Juden Süß und seinen Genossen die raffiniertesten Meister, die es allen ihren Vorgängern an Gewissenlosigkeit zuvortaten. Wohl wagten die Landstände von Zeit zu Zeit Vorstellungen zu machen, allein sie wurden sehr ungnädig aufgenommen und nur selten beachtet. Schon waren die aufgeregten Gemüter auf einen Staatsstreich gefaßt, als Karl Alexander 1737 eines plötzlichen Todes starb. Der lang zurückgehaltene Unmut machte sich nun desto unaufhaltsamer Luft und vollzog an den niederträchtigen Werkzeugen die gerechte Strafe.

Es war ein Glück für die Verfassung, daß auf diese kritische Zeit nicht ein tatkräftiger Herrscher, sondern eine längere Vormundschaft folgte. Dieselbe führte erst kurze Zeit Karl Rudolf von Württemberg-Neuenstadt, dann Karl Friedrich von Württemberg-Öls, wobei der Mutter Karl Eugens nur eine gewisse Mitvormundschaft belassen wurde. Im Jahre 1744 kam der junge Herzog Karl Eugen, erst 16jährig, selbst auf den Thron. Seine Begabung und seine gute Erziehung am Hofe Friedrichs des Großen berechtigten das Land zu der Hoffnung, endlich einmal wieder einen trefflichen Fürsten zu bekommen. Wirklich verliefen auch die ersten Jahre ruhig und friedlich, der Herzog überließ die

Regierung seinen Geheimräten und ließ im übrigen der Landschaft ihre alten Rechte. Da brach im Jahre 1755 wie auf einen Schlag seine autokratische Natur hervor, und die Trennung von Friederike von Bayreuth, mit der er sich 1748 vermählt hatte, nahm ihm vollends jeden Halt. Nun begannen Jahre der zügellosesten Ausschweifung und Verschwendung. Glänzende, nach den Einkünften eines Kaisertums zugemessene Feste, unzählige Mätressen, italienische Sänger und Sängerinnen, eine Schar von adeligen Nichtstuern am Hofe verschlangen Millionen. Zum Unglück des Landes fanden sich alsbald willige Werkzeuge, Geld und Mittel zur Bestreitung dieser prassenden Verschwendung zu finden. Dem Fürsten am nächsten stand der Graf Montmartin, seit 1758 Ministerpräsident, der die niedrigsten Mittel nicht scheute, sich bei seinem Herrn in Gunst zu erhalten. Neben ihm stand der 1760 zum Obersten beförderte Ph. F. Rieger, dem kein Mittel des Betrugs und der Gewalt zu niedrig war, wenn es sich darum handelte, dem Herzog für seine Feldzüge, zur Abgabe an fremde Mächte, für die Parade die nötigen Soldaten beizuschaffen. Der gemeinste war zweifellos Wittleder. Er hatte sich vom Handwerksburschen zum Kirchenratsdirektor aufgeschwungen und in Ludwigsburg eine Handelsbude errichtet, in welcher jedes Amt an jeden verkäuflich war. Andere verschmitzte, gemeine Naturen gesellten sich zu ihnen, die unermüdlich waren in der Ausheckung drückender Monopole, immer neuer Steuererpressungen, gewaltsamer Anlehen bei der Beamtenschaft und anderen Finanzkünsten, durch die sie die immer leeren Kassen des Herzogs — und nicht selten auch die ihren — zu füllen suchten; selbst die Landeskasse und das Kirchengut war vor ihren Übergriffen nicht sicher. Dazu kam die unsinnige Hegung des Wildes, der rücksichtslose Jagdbetrieb und verfassungswidrige Auflagen von Lieferungen und Fronen.

Der engere Landtagsausschuß hatte wohl nicht versäumt, mehr oder weniger laut gegen diese Rechtsverletzung zu protestieren, aber jede Gegenvorstellung war bis jetzt nur mit Hohn

und Spott erwidert worden. Ein neuer Erpressungsversuch brachte den zu straff gespannten Bogen zum Zerbrechen. Im Frühjahr 1764 sollte ein von Montmartin ausgehendes verfassungswidriges Steuerprojekt zur Ausführung kommen. Ein Teil der Beamtenschaft, an ihrer Spitze der Tübinger Oberamtmann Huber, leisteten Widerstand. Der Herzog antwortete mit der gewalttätigen Verhaftung Hubers und einiger Tübinger Bürger. Die Verhaftung dieser Männer, wie die ebenso gewalttätige Verhaftung des Landschaftskonsulenten Moser einige Tage vorher, veranlaßten den ständischen Ausschuß, 1764 gegen den Herzog beim Reichshofrat Klage einzureichen, die 1770 mit dem bekannten Erbvergleich endete, in dem der Herzog die Verfassung des Landes als bindend anerkannte. Damit war dem Herrscher nun doch eine Schranke gezeigt. Der Herzog war währenddessen des überschäumenden Lebensgenusses müde geworden, Stunden der Reue scheinen über ihn gekommen zu sein, wie man aus dem Edikt, das er an seinem 50. Geburtstag von allen Kanzeln des Landes verlesen ließ, schließen darf. Unter dem segensreichen Einfluß der Gräfin Franziska von Leutrum, die er zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben ließ, aber erst 1785 heiratete, gab er sich nunmehr ernsthafteren Beschäftigungen, vor allem, dem Zug der Zeit folgend, erzieherischen Bestrebungen hin. Von 1770 ab datiert also ein ruhigerer Abschnitt in seiner Regierung. Indessen ungesetzliche Geldforderungen an die Landschaft, gewaltsame Pressungen zum Heerdienst, die bis ins Unglaubliche grenzende Hegung des Wildes, der schmähliche Ämterverkauf hörten auch in der zweiten Hälfte von Karls Regierung nie ganz auf, und von den Gewalttätigkeiten dieser Zeit ist die Verhaftung Schubarts die bekannteste.

Es konnte fast nicht anders sein, als daß diese politisch so erregenden Kämpfe zwischen Fürst und Landschaft auch der zu neuem Bewußtsein erwachenden Literatur ihre Spuren eindrückten, zumal wenn die Dichter selbst in diesem Kampf drinnen standen wie Huber, oder wenn der despotische Fürst gewalttätig in ihre eigenen Schicksale oder die ihrer Familie ein-

griff bezw. einzugreifen drohte, wie es bei Hartmann, Schubart und Schiller der Fall war. Die politischen Verhältnisse und die Schicksale dieser Männer dürfen also wohl mit Recht als die Hauptquelle ihrer politischen Dichtung angesehen werden.

Gleichwohl wäre diese politische Literatur ohne andere Faktoren nicht denkbar. Der eine dieser Faktoren ist das Aufkommen des aufgeklärten Despotismus, wie er in Friedrich dem Großen zum vollendeten Ausdruck gekommen ist. Es war von höchster Bedeutung, daß um jene Zeit von oben herunter ein Kampf gegen die alte selbstsüchtige Regierungsweise Ludwigs XIV. eröffnet und neue, humanere Grundsätze des Regierens an die Stelle der alten gesetzt wurden. Der Geist, der aus Friedrichs Schriften wie aus seinem segensreichen Wirken für sein Volk sich ausspricht, hat diese Württemberger früh begeistert und ihren Widerstand gegen den alten egoistischen Geist des fürstlichen Absolutismus zweifellos mächtig geschürt.

Von derselben Wichtigkeit für die sich neu aufschwingende württembergische Literatur war, daß sie in ihren ersten Anfängen viel weniger in Anlehnung an die norddeutsche Literatur, als vielmehr in Anlehnung an die schweizerische groß geworden ist. Fast allen gebildeten Schwaben nach der Mitte des 18. Jahrhunderts war die Begeisterung für die Schweiz gemeinsam. Besonders die hier in Betracht kommenden württembergischen Dichter haben die engsten Beziehungen zur Schweiz gehegt. Huber stand in Briefwechsel mit Bodmer, Gemmingen in einem sehr regen literarischen Verkehr mit Haller und Bodmer, Hartmann tauschte Briefe mit Bodmer und Lavater. Ebenso war Schubart ein begeisterter Anhänger der Schweiz.

Die Schweizer waren in politischer Beziehung schon seit längerer Zeit zu neuem Leben erwacht. Es lag im Wesen der Verfassung des Landes, daß hier dem Volk der Sinn und das Verständnis für das öffentliche Leben nie ganz abhanden gekommen war. Von Anfang an hatte sich auch hier die Aufklärung nicht nur auf das religiöse und ästhetische,

sondern auch auf das politische Gebiet erstreckt. 1744 erstand die „wachsende Gesellschaft", die nicht bloß mit ästhetischen, sondern auch mit praktischen Angelegenheiten, wie mit dem Plan einer Reform des Volkslebens und der Gesellschaft sich beschäftigte. Auch in die Literatur waren früh die politischen Aufklärungsideen gedrungen und hatten derselben ein überwiegend politisches Gepräge gegeben. Vor allem ist dies der Fall bei den Dichtern, bei denen die württembergische Literatur jener Zeit am meisten in die Schule gegangen ist. Hallers ganze Dichtung ist nur unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen. Seine „Alpen" (1729) sind nicht nur eine Schilderung der Bergesnatur und des idyllischen Lebens ihrer Bewohner, vielmehr geht durch sie ein tiefer ethisch-politischer Zug. Das Ganze durchdringt ein tiefer Groll gegen die eitlen Despoten, deren Pracht der Länder Mark frißt, und gegen die feige Welt, die anstatt wie Tell mutig die Fesseln zu sprengen, geduldig den Nacken ins Joch streckt. Haller hatte anläßlich seines Aufenthalts in Tübingen (1724) gerade auch in Württemberg unter Eberhard Ludwig und der Grävenitz den Despotismus in seiner ganzen Kraßheit kennen gelernt und schon damals seiner Entrüstung über diese elenden Zustände in einer Satire Ausdruck gegeben, die er allerdings nie veröffentlicht hat, die aber Eberhard von Gemmingen, mit dem er in Göttingen in nahem persönlichen Verkehr stand, dort kennen lernen konnte. Diese Satire, die „Alpen", wie das Idealbild eines Herrschers, das er in seinem Lehrgedicht „Die verdorbenen Sitten" entwirft, weisen schon auf die politischen Staatsromane hin, die im Anfang der 70er Jahre entstanden sind. Usong behandelt den aufgeklärten Despotismus, Alfred die beschränkte Monarchie, Fabius und Cato endlich die aristokratische Republik. Ein Hauptgedanke liegt allen diesen Romanen zugrunde, wie überhaupt der politischen Aufklärungsliteratur eines Fénelon, Rousseau, Montesquieu, mit denen sich Haller hier auseinandersetzt, nämlich der Kampf gegen den Despotismus.

Wie Hallers, sind auch Bodmers Schriften stark von

politischen Gedanken durchsetzt. Sogar im Noah findet er dann und wann Gelegenheit, politische Gedanken einzuflechten, so im 2. Gesang, in dem er die Entstehung der Monarchie, Despotie und Republik in deutlicher Anlehnung an Montesquieu schildert. Seinem republikanischen Freiheitsgefühl hat er aber besonders in einer unaufhörlichen Reihe von Trauerspielen beredten Ausdruck gegeben. Selbst der schwärmerische Lavater war weltlich-politischen Interessen zugetan. Er ist in seiner Jugend wegen der Kühnheit, mit der er zusammen mit dem Maler Füßli im Herbst 1762 erst anonym, dann offen gegen den Junker Felix Grebel, den Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters in Zürich, aufgetreten ist, weit über die schweizerischen Grenzen hinaus bekannt geworden. Auch Huber z. B. berichtet, welchen tiefen Eindruck diese Tat auf ihn gemacht hat. Seine auf Anregung Gleims entstandenen Schweizerlieder (1767) bewegen sich ganz in dieser politischen Richtung. Ihre Hauptmotive sind innige Liebe zum Vaterland und glühender Haß gegen Tyrannei und Bedrückung.

Neben diesen Dichtern verdienen endlich noch 2 Schriftsteller genannt zu werden. Der erste ist Iselin aus Basel. Seine Geschichte der Menschheit (1768) hat nicht nur den Zweck, die Theorie Rousseaus von einem Naturzustand zu widerlegen, sondern sie soll auch, wie dies namentlich am Schluß deutlich hervortritt, eine Mahnung an die Fürsten sein, durch weise und tugendhafte Regierung ihre Völker glücklich zu machen. Der andere ist Zimmermann, der in seiner philosophischen Schrift „Vom Nationalstolz" (1758) die wahre Liebe zum Vaterland als eine Quelle der Mäßigkeit, eine Aufmunterung zum Verdienst, als Schutz gegen die rohe Gewalt preist.

Wie diese und andere Einflüsse, vor allem auch der Einfluß der Antike, auf die einzelnen Dichter bestimmend gewirkt haben, wird im folgenden näher dargelegt werden.

Die politische Schriftstellerei dieser württembergischen Dichter besteht, wie nach dem bisher Ausgeführten zu er-

warten ist, im wesentlichen in der Opposition gegen die absolutistischen Ansprüche des Herzogs, gegen die sittliche wie finanzielle Ruinierung des Landes, wie überhaupt gegen alle die üblen Begleiterscheinungen seines tollen, gewalttätigen Regiments im politischen und sozialen Leben. Daneben soll auch die politisch-nationale Literatur berücksichtigt werden. Der Anteil Württembergs an ihr ist freilich gering aus begreiflichen Gründen. Einmal war der Zusammenhang mit dem Reich nur ein loser, die Begeisterung für Friedrich den Großen andererseits nicht alt und stark genug, daß eine bedeutende Literatur sich an seinen Namen geknüpft hätte. Vor allem war das Interesse durch die Kämpfe zwischen Herzog und Landschaft fast vollständig auf das Innere konzentriert. Endlich darf man daran erinnern, daß es ein allgemeiner Zug der politischen Aufklärungsliteratur ist, weniger auf nationale Gestaltungen als auf einen neuen Geist des Regierens, weniger auf Festigung der nationalen Bande als auf Fortschritte der Humanität und Freiheit im Innern zu dringen. So ist es begreiflich, daß der Blick dieser Württemberger sich nur selten hinausrichtet, und daß, wo es geschieht, dies größtenteils durch ihren innerpolitischen Standpunkt bedingt ist. Es ist daher durchaus notwendig, die spezifisch württembergischen Dichter von den außerwürttembergischen schwäbischen Dichtern zu sondern. Selbst bei dieser Einschränkung werden nicht alle württembergischen Dichter in diesen Jahren zu Wort kommen, sondern nur diejenigen, welche durch ihre Stellung zu einer näheren Anteilnahme an den politischen Geschicken ihres Vaterlandes veranlaßt waren oder in deren Leben der Fürst gewalttätig einzugreifen wagte. Aber damit werden die Besten ihrer Zeit genannt sein, die Männer, die wirklich zum Aufschwung der württembergischen Literatur beigetragen haben. An erster Stelle stehen Huber und Gemmingen, als dritter schließt sich ihnen Kazner an; in den Fußstapfen Gemmingens und Hubers wandelt Hartmann; an ihn reiht sich Schubart, endlich an sie alle Schiller. Sonst

ist an Dichtern nur noch Thill wert, erwähnt zu werden. Er knüpft an Klopstock an und nimmt in mancher Hinsicht eine Richtung voraus, die von Stäudlin und seinem Kreis später weitergeführt wurde. Balthasar Haug wäre vielleicht auch noch zu nennen, aber er muß doch viel mehr als Literarhistoriker und als Förderer der einheimischen Literatur denn als Dichter im eigentlichen Sinn des Wortes gelten. Aber auch in ersterer Eigenschaft erscheinen seine Verdienste recht zweifelhaft. Nicht nur, daß er immer und überall der Mittelmäßigkeit das Wort geredet hat, seine Auffassung von der Poesie erinnert auch allzusehr an die der Besser und König, die in Hymnen auf Hoffeste den höchsten Zweck der Dichtkunst erblickten. Er erscheint so inmitten dieser aufstrebenden Literatur mit neuen Idealen als der Vertreter einer alten, überlebten Zeit.

Wenngleich sich diese Abhandlung auf die württembergische Dichtung beschränken will, so soll doch auf die außerwürttembergische schwäbische Literatur wenigstens kurz hingewiesen werden; denn es ist sehr bemerkenswert, daß auch in der außerwürttembergischen Literatur die politische Dichtung und die Publizistik eine beherrschende Stellung einnimmt.[1]) Hatte sich auch in Schwaben der immer fortschreitende Zerfall der Reichsstädte bemerkbar gemacht, und war auch hier das politische Leben vielfach verkümmert, so forderte die republikanische Verfassung dieser Städte den einzelnen doch eher auf, an den öffentlichen Verhältnissen Interesse zu nehmen, als es in den von Souveränen gegängelten Staaten und Stäätchen des damaligen Deutschlands der Fall war. Das Interesse an den öffentlichen Zuständen konnte hier wohl erregt, aber nicht befriedigt werden; so sind diese Schrift-

[1]) Vergl. für das Folgende: Adolf Wohlwill a. a. O. S. 5 ff.

steller ganz natürlich vor allem auf die Satire auf die erbärmlichen Zustände in den Reichsstädten gewiesen. Die nähere Verbindung mit der Schweiz war auch für diese Literatur von Bedeutung. Neben Schubart steht Wilh. Ludw. Wekhrlin, einer der geistvollsten und witzigsten Schriftsteller mit der freimütigsten Zunge. Er ist in Württemberg geboren, aber früh hinausgekommen, zuerst nach Frankreich, dann nach Österreich. Vom Jahre 1777 an lebte er nacheinander in den süddeutschen Reichsstädten Regensburg, Augsburg, Nördlingen, mit deren Verfassung er sich ebensowenig befreunden konnte, wie andere Journalisten. Sein Kampf gilt daher neben pfäffischer Unduldsamkeit vor allem kleinstädtischem Zopf; gegen die Fürsten ist er nachsichtiger, ja die Reise des Rabiosus Anselmus durch Oberdeutschland (1778), in der sich die gehässigsten Ausfälle gegen die württembergischen Landstände und die Tübinger Universität finden, ist in der unverkennbaren Absicht geschrieben, sich die Gunst des württembergischen Herzogs zuzuwenden. In Ulm war es Affsprung, der gegenüber rückständigen, althergebrachten Traditionen der Reichsstadt auf Besserung und Fortschritt drängte. Aus Ulm stammt auch der bekannte, früh verstorbene Thomas Abbt, der unbefriedigt von den verkümmerten Zuständen der schwäbischen Reichsstädte sich umso stürmischer für Friedrich den Großen begeisterte und einer seiner feurigsten Lobredner wurde. Er hat dankbar die Anregung anerkannt, die er von der Schweiz erhielt; seine Schrift „Der Tod fürs Vaterland" hat nach seinem eigenen Bekenntnis Zimmermanns Schrift „Vom Nationalstolz" zum Vorbild. (Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz S. 674.)

Endlich sei noch auf den bekanntesten Schwaben jener Zeit hingewiesen, auf Wieland. Es ist nötig, bei ihm etwas länger zu verweilen, einmal weil er auf die württembergische Dichtung nicht ohne Einfluß war und dann, weil in seiner Dichtung selbst sich damalige württembergische Verhältnisse widerzuspiegeln scheinen.

Wieland hat sich sein ganzes Leben lang mit Politik befaßt. Seine Vorliebe für Politik hängt im wesentlichen zusammen mit seiner pädagogischen Wirksamkeit. Schon in Zürich hatte er den Plan, eine Akademie zu gründen, in der vor allem Moral, Politik und Menschenkenntnis gelehrt würde. Er geht von der Überzeugung aus, daß ein gebildeter Mann politisches Verständnis haben müsse, und rechnet die Erziehung zur Politik zu den ersten Erziehungsaufgaben. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Abschiedsrede, die er an seine Züricher Schüler Grebel und Ott 1759 gerichtet hat.

Dieser Sinn für Politik zeigt sich auch schon früh in seinen Schriften. In seinem unvollendeten Epos Cyrus (1759) zeichnet er den persischen Prinzen als das Ideal eines Herrschers nach dem Muster Friedrichs des Großen. Er feiert ihn weniger als tatenreichen Feldherrn, denn als den „kühnen Beschirmer der Rechte der Menschen, seiner Brüder". Viele Gedanken, die er im Goldenen Spiegel breiter ausführt, finden sich hier wenigstens angedeutet. Schon hier hat er harte Worte gegen die Unterdrücker der Menschheit „oft törichte Jünglinge im Schoße von Weibern gebildet, von Schmeichlern beherrscht"; schon hier tritt er ein für die schuldlose Träne, die stammelnden Waisen und das nicht gewürdigte Verdienst. Aber auch voll Zorn wendet er sich gegen das Volk von knechtischen Seelen, blinde Verehrer des Throns, „zu blöde, nur an weisen Monarchen der Gottheit Bild zu erkennen". Ähnliche Gedanken finden sich im Agathon (1766). Wieland läßt hier seinen Helden, nachdem er Danae verlassen hat, nach Syrakus zum Tyrannen Dionys kommen und läßt ihn versuchen, denselben durch seinen Rat zum milden Regenten zu machen. Die Schilderung des Dionys und seines Hofs, wozu ihm diese Episode Veranlassung gibt, ist eine der schärfsten Satiren auf die Regierung eines jungen Unbesonnenen, der mit jeder Pflicht seines Berufes unbekannt, seine Kräfte in nächtlichen Schmäusen und in den Armen üppiger Buhlerinnen verzettelt,

und auf die Gemeinheit und Schuftigkeit seiner ganzen Umgebung. Wieland hat den Roman in Biberach geschrieben, also nicht allzu weit von der württembergischen Grenze, wo er zweifellos von den Vorgängen am herzoglichen Hofe genau unterrichtet sein mußte.[1]) Er hatte überdies vom November 1750 bis Juni 1752 in Tübingen studiert. Man ist versucht, anzunehmen, daß zu dem Bild eines Despoten, das Wieland hier entwirft, ihm auch Herzog Karl Züge geliefert hat. Es ist indessen im einzelnen nirgends möglich, nachzuweisen, daß er speziell württembergische Verhältnisse im Auge hatte. Das Treiben dieser Kleinfürsten des 18. Jahrhunderts glich sich so sehr, daß das hier entworfene Bild schließlich auf jeden paßt. Nur Eins scheint direkt auf Herzog Karl zu deuten: unter Einwirkung des Verkehrs mit Plato stiftet Dionys eine Akademie von schönen Geistern. Geschichtlich ist dieser Zug nicht und um so auffallender, als sich Wieland sonst getreu an die Geschichte gehalten hat. Am einfachsten würde sich dieser Zug erklären als eine Anspielung auf württembergische Verhältnisse. Herzog Karl hatte im Jahr 1761 die Académie des arts gegründet und 1766, in demselben Jahr, in dem wohl Wieland den zweiten Teil seines Romans ernstlicher in Angriff nahm (der erste war 1766 erschienen, der zweite erschien 1767), hatte der Herzog Balth. Haug an seinen Hof berufen, damit dieser den in seiner Schrift „Über den Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben" (1762) aufgestellten Plan einer „ordentlichen Gesellschaft" zur Förderung der Wissenschaften verwirklichen könne. Wirklich führte Haug seine Pläne teilweise aus, hielt in seinem Hause Versammlungen, um die vornehmsten Personen, darunter junge Hofleute und Offiziere, über Literatur zu unterhalten und sie zu eigenen Versuchen aufzumuntern. Darum zog er auch Schubart dahin, damit dieser ihn unterstütze.

[1]) Ich schließe mich im folgenden durchaus den Ausführungen von Dr. Mehring in den Geschichtlichen Liedern und Sprüchen Württembergs, 694 ff., an.

Wieland selbst behauptet später, diese Parallele zum mindesten nicht mit Bewußtsein gezogen zu haben. Er schreibt am 3. Februar 1796 (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, Bdch. 1, S. 180, 1838): „Überhaupt hat mir in diesem Falle mein Gedächtnis oft böse Streiche gespielt. Ich behalte die Sache und vergesse die Namen, halte die Sache für meine Erfindung, brauche sie als die meinige und finde am Ende, daß es eine Reminiszenz gewesen war, die der Deutungssucht offenen Spielraum gewährte. Ich habe eigentlich nur eine Person in meinem Leben gemeint, das ist die Gräfin Stadion, Tochter des Grafen Stadion, gegen die ich eine große Wut hatte und die ich als Juno figurieren ließ . . . . Sonst hat man mir auch wohl schuld gegeben, daß ich mit Dionys im Agathon den vorigen Herzog von Württemberg geschildert habe. In einigem könnten die Leute wohl recht haben, aber es ist doch nicht mit Bewußtsein geschehen."

Wenn er aber leugnet, in seinem Agathon den Herzog von Württemberg gemeint zu haben, so gesteht er an derselben Stelle, anläßlich des Besuchs Karls in Weimar im Jahr 1783 ein Epigramm gemacht zu haben, „das die Leute sehr beißend fanden und fleißig zirkulieren ließen". Böttiger bringt in diesem Zusammenhang das Epigramm:

Mit größtem Recht, o Schwabenkönig, hieß
Die Welt dich jüngst den zweiten Dionys:
Dir fehlte nichts, die Gleichheit zu vollenden,
Als mit Schulmeistern auch, wie Dionys, zu enden.

Böttiger bemerkt dazu, seine Vorlage sei nicht von Wielands Hand. Gleichwohl hielt er es offenbar für ein Erzeugnis Wielands, und es ist kein Grund vorhanden, ihm zu widersprechen. Nimmt man dieses Epigramm als ein Erzeugnis Wielands an, so darf man wohl auch in der Erzählung von Dionys im Agathon eine bewußte Satire auf Herzog Karl sehen.

Fast gleichzeitig mit Agathon entstand *Σωκράτης μαινόμενος*. Er ironisiert darin die platonische Politik und

Rousseaus Naturstaat und kommt schließlich in diesen Schriften zu der allgemeinen Beglückungstheorie, es sei die Pflicht der Obrigkeit, das Volk glücklich zu machen, und den Fürsten hat er nichts eifriger zu empfehlen, als daß sie ihr Volk in gute Laune setzen.

Die schönste Frucht dieser politischen Literatur Wielands ist zweifellos sein Goldener Spiegel oder die Könige von Scheschian (1772). Er ergänzt alle vorausgehenden Schriften. Von der allgemeinen Beglückungstheorie schreitet er hier weiter zu genauer Anweisung der Beglückung. Das Buch ist ein „summarischer Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben". Die Opposition gegen die nichtswürdige Tyrannei, wie sie in vielen kleinen Ländern schaltet, liegt als Hauptgedanke dem ganzen Werk zugrunde. Es ist der Staatsroman, der am mächtigsten gezündet und sich auch zu vielen Höfen den Weg gebahnt hat, wie er ihn seinem Verfasser an den Weimarer bahnte.

Mit dem Goldenen Spiegel ist Wielands politische Schriftstellerei nicht zu Ende. Schon 1775 veröffentlichte er eine Fortsetzung der Könige von Scheschian in den Gesprächen des Philosophen Danischmend, welche er erst 1795 herausgab. Zur politischen Literatur gehören auch die Abderiten (1774), eine treffende Satire auf ein geistig beschränktes, verzopftes Gemeinwesen, wie er es namentlich in seiner eigenen Vaterstadt Biberach hatte kennen lernen. Ebenso hat er in seinem Deutschen Merkur den politischen Interessen stets warme Anteilnahme geschenkt.

Wielands Ideen sind nicht neu, vielmehr nur den verschiedensten Schriftstellern, vor allem Montesquieu und Rousseau entlehnt. Aber er hat doch das Verdienst, diese Ideen aufgegriffen und als gangbare Münze unter die politisch gleichgültige und unmündige deutsche Aristokratie geworfen zu haben. So gehört also Wieland zweifellos zu den wenigen Schöngeistern des 18. Jahrhunderts, die wirkliches Verständnis für das politische Leben gezeigt haben.

Wie in ganz Schwaben zu dieser Zeit die politische Schriftstellerei blühte, so führt sich auch die württembergische Literatur mit zwei politischen Schriftstellern ein, nämlich mit Joh. Jac. Moser und seinem Sohn Karl Friedr. von Moser. Es sind zwei Männer, die deshalb näheres Interesse erwecken, weil ihr Leben und ihre Schriften die politische Atmosphäre verständlicher machen, in der die württembergische Dichtung entstanden ist.

Joh. Jac. Moser war seit langer Zeit der erste, der mit voller Entschlossenheit in seinen Schriften wie in seinem Leben den vom Gefühl unumschränkter Machtvollkommenheit geleiteten fürstlichen Despotismus in die gebührenden Schranken wies. Sein Leben war ein vielbewegtes. Am 18. Januar 1701 zu Stuttgart geboren, war er bereits mit 19 Jahren außerordentlicher Professor zu Tübingen. Aber schon 1721 wandte er sich nach Wien, von da nach Wetzlar, von da abermals nach Wien. 1726 wurde er als Regierungsrat nach Stuttgart berufen, aber, von den Kreaturen der Gräfin Grävenitz beargwohnt und gehaßt, 1729 wieder nach Tübingen versetzt. Da er durch die scharfe Zensur in seiner Arbeit über das Staatsrecht gehemmt wurde, legte er 1732 sein württembergisches Amt abermals nieder. Aber nicht lange nachher trat er wiederum in württembergische Dienste. Nach dem Tod des Herzogs Eberhard Ludwig wurde er 1733 von Herzog Karl Alexander aufs neue bei der Regierung in Stuttgart angestellt. Schon aus dieser Zeit, der Zeit der tollen Finanzwirtschaft des Juden Süß, haben wir Zeugnisse seines standhaften aufrichtigen Wesens. 1736 siedelte er nach Frankfurt a. O. über, aber auch nur für kurze Zeit, bis er schließlich nach nochmaligem Wechsel seiner Stellung und seines Aufenthalts den Ruf erhielt, als Landschaftskonsulent nach Württemberg zurückzukommen. Aus Liebe zum Vaterland nahm er diese Stellung an. In den ersten Jahren ist das Verhältnis zwischen Herzog Karl und der Landschaft ein gutes, aber im Jahre 1755 beginnen die heißen Kämpfe mit dem Herzog. Dem Herzog konnte es

nicht entgehen, daß Moser die eigentliche Seele des Widerstands war (er war es, der die Erklärungen und Protestationen der Landschaft konzipierte). Der Herzog hatte ihm schon des öfteren deutlich gedroht, aber Moser hatte erklärt, eher seinen grauen Kopf herzugeben, als seiner Gesinnung untreu zu werden. Am 12. Juli 1759 brach das Unheil über ihn herein. Der fast 60jährige Mann wurde ohne Recht und Urteil verhaftet und fünf Jahre lang in grausamer Kerkerhaft auf dem Hohentwiel gehalten. Alle Gegenvorstellungen der Landschaft waren fruchtlos, ebenso auch die Bemühungen Friedrichs des Großen um seine Freilassung. Da wandte sich die Landschaft an den Reichshofrat. Jetzt erst suchte der Herzog nachzugeben. Er ließ am 10. August 1764 Moser die Freiheit versprechen, falls er diese Entlassung als unverdiente Gnade anerkennen und unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen einen schriftlichen Revers in diesem Sinne ausstellen wolle. Moser antwortete, da in der herzoglichen Ordre nicht die geringste Spur enthalten sei, worin seine schweren Verbrechen bestehen können, so könne er sich nicht entschließen, seine Freiheit mit dem Verlust seiner wohl und sauer erworbenen Ehre zu erkaufen. Einige Tage nachher, am 6. September 1764, sah sich Herzog Karl durch einen Reichshofratsbeschluß aber doch gezwungen, Moser freizulassen.

Moser hat das Geschehene dem Herzog später großmütig vergeben. Auch hat er seine frühere Stellung als Landschaftskonsulent wieder übernommen. Aber als im Jahr 1770 der Erbvergleich zustande gekommen war, und er darin die Bürgschaft für ruhigere Zeiten sehen zu dürfen glaubte, zog er sich ins Privatleben zurück.

Wie in seinem Leben war er auch in seinen Schriften der standhafte Verteidiger der alten landständischen Rechte. Neben J. J. Moser ist in seiner Zeit nur noch J. M. von Loen als Staatslehrer zu nennen, und es ist interessant zu sehen, wie diese beiden Männer in diesem Kampf gegen die Willkür landesherrlicher Machtvollkommenheit zwei verschiedene

Richtungen repräsentieren.[1]) J. M. von Loen ist in Frankfurt a. M. geboren. In Mittel- und Norddeutschland waren die landständischen Rechte schon länger verloren gegangen, er knüpft daher an den aufgeklärten Despotismus an. Moser hat seine politische Weisheit vornehmlich in einem Land geschult, da sich ständisches Wesen noch erhalten hatte: er greift zurück auf die Geltung der hergebrachten ständischen Rechte. Moser wendet sich vor allem gegen die Hofpublizisten, die „Souveränitätszunftmacher", welche lehren, daß die Landstände nur der Gnade der Fürsten ihre Entstehung verdanken, daß die landständischen Rechte nichts als willkürlich aufzuhebende Privilegien seien. Zeichnen sich auch seine Schriften durch Objektivität und Fülle urkundlichen Materials aus, so hat er durch seine Unerschrockenheit und Standhaftigkeit auf die Mit- und Nachwelt noch stärker gewirkt.

Wie sein Vater ist auch Fr. K. von Moser als Staatsmann und als politischer Schriftsteller tätig gewesen. 1772 bis 1780 war er hessen-darmstädtischer Minister. In letzterer Eigenschaft hat er sich einen langwierigen Prozeß zugezogen, der schon bei seinen Zeitgenossen Schatten auf sein sonst so lichtes Bild geworfen hat. Aber K. Fr. von Moser ist nach seiner ganzen Erscheinung doch das treue Abbild seines Vaters. Derselbe unbeugsame Wille und derselbe Freimut bildet auch bei ihm den innersten Kern seines Wesens. Hat er auch durch sein persönliches Vorbild weniger auf die Mitwelt gewirkt als sein Vater, so haben seine Schriften um so mehr gezündet. Sein bekanntestes Werk ist „Der Herr und der Diener" (1759). Dieses bildet die Grundlage für alle seine weiteren Schriften. Er wendet sich zuvörderst an die Fürsten. Es preßt ihm das Herz zusammen, wenn er sieht, wie viele von der Natur so reich gesegnete Länder unter der Regierung eines schlechten Despoten dem Verderben entgegengeführt werden. Er sieht die Wurzel alles Übels in dem unbedingten Gehorsam, den die Fürsten von ihren Beamten

[1]) Vrgl. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, 3, 1, 68 ff.

wie von ihrem Volk verlangen und welcher diese zu blinden Werkzeugen ihres Willens macht. Es kommt ihm demnach nächst dem Herrscher alles darauf an, was dieser für Diener hat und er wendet sich in den letzten vier Kapiteln an die Beamten, von denen er in erster Linie verlangt, daß sie sich nicht als Diener des Herrschers, sondern als Diener des Staats betrachten.

Auch die Schriften, in denen er die poetische Form wählt, sollen nur dazu dienen, seine Lehre zu bekräftigen und zu illustrieren. 1761 erschien eine erste Sammlung, Fabeln, 1786 eine zweite. In der Vorrede zur ersten Sammlung bekundet er den Zweck dieser Fabeln: „Ich sah die Welt und die Höfe, ich erkannte die Menschen, ich sammelte meine Anmerkungen und verfaßte sie in der Sprache Äsops.“ Vornehmlich auf die Höfe hat er es abgesehen. Mit leichter Mühe erkennt man in den Löwen und Wölfen, die er in den verschiedensten Situationen vorführt, die kleinen deutschen Tyrannen von dazumal. Der rücksichtslose Egoismus dieser Herrscher, die unverhohlen die ganze Welt als nur für sich geschaffen betrachten und daneben wieder sich mit hochtönenden Phrasen als Beglücker des Volks ausgeben; die unumschränkte Allmacht, welche sie beanspruchen, und welche die leiseste Widerrede als schwerstes Verbrechen ahndet; die Art, wie sie ihre treuesten Diener in Ungnade entlassen und dafür Schurken, Dummköpfe, Possenreißer, Schmeichler an ihre Stelle setzen, um in der Anwandlung der Laune auch diese wieder zu stürzen: das alles sind Züge, die er den deutschen Fürstenhöfen seiner Zeit entnommen und auch in seinen andern Schriften angebracht hat.

Das Heldengedicht in poetischer Prosa „Daniel in der Löwengrube“ (1763) ist ebenfalls nur eine Illustration der in den übrigen Schriften niedergelegten Gedanken. Daniel ist der Ratgeber am Hofe des Darius. Durch die Verleumdungen der Höflinge wird er schweren Gefahren, ja selbst dem Tode ausgesetzt, aber er bleibt standhaft und siegt schließlich über alle Ränke. Das Gedicht soll zeigen, „wie

ein Hofmann bei ungerechtem Befehl Gott mehr gehorchen solle, und wie er sich dabei göttlichen Schutz zu versprechen habe".

Dieser religiöse Zug, der in Fr. K. von Mosers Schriften so stark hervortritt, ist zweifellos ein Erbstück seines Vaters. Wie der ältere Moser in seiner ganzen politischen Laufbahn in der Religion den sichersten Halt gefunden hat, so hat auch sein Sohn immer fromme Gesinnung als die unentbehrlichste Grundlage für die persönliche Tüchtigkeit des einzelnen, besonders jeden Staatsdieners betrachtet.

Einen unvergänglichen Ruhmestitel hat sich F. K. von Moser dadurch erworben, daß er als einer der wenigen seiner Zeit nationale Gesinnung anzufachen versucht und mit hinreißender Beredsamkeit auf die Trostlosigkeit der damaligen Zustände des deutschen Reichs hingewiesen hat. Doch darf man nicht vergessen, daß die sich darauf beziehenden Schriften nicht in Württemberg entstanden sind und nicht etwa als Ausdruck der hier herrschenden öffentlichen Meinung gelten dürfen.

Huber.

Die württembergische Dichtung im engern Sinn eröffnet Joh. Ludw. Huber. Er hat uns in dem von ihm am Ende seines Lebens geschriebenen Lebenslauf nicht nur ein genaues Bild seines Lebens und Dichtens, sondern auch einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte seiner Zeit gegeben.

Huber[1]) wurde am 21. Mai 1723 zu Großheppach geboren. Er ist in der ländlichen Stille eines Pfarrhauses aufgewachsen. Sein Vater hat ihn früh in die klassischen Sprachen eingeführt und früh bei ihm den Sinn für Poesie geweckt und geläutert. Ursprünglich zur Theologie bestimmt, besuchte er $3^1/_2$ Jahre lang die Klosterschulen zu Denkendorf

[1]) Vrgl. für Huber und Gemmingen: Karl Trost, Die Anfänge neuzeitlicher Dichtung in Schwaben. Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte, IV. Bd., 1887 S. 594—612; Ad. Wohlwill, a. a. O. S. 3 ff.

und Maulbronn, um dann ins Stift in Tübingen einzutreten. Da er indessen in dem Studium der Theologie keine Befriedigung fand, ging er, nachdem er noch zuvor die Magisterwürde erlangt hatte, zum Studium der Rechtswissenschaft über.

Ein ausgeprägter Rechtssinn, namentlich ein tiefes Verständnis für die bestehenden ständischen Rechte ist ihm so durch sein Studium zu eigen geworden. Seine freie Zeit widmete er auf der Hochschule der Musik und den schönen Wissenschaften. Hier hat er auch freundschaftliche Beziehungen geknüpft mit Männern, die sich später in der Geschichte Württembergs einen guten Namen gemacht haben, wie mit den Geheimräten Kniestedt, Bilfinger, dem Landschaftskonsulenten Eisenbach, dem herzoglichen Leibmedikus Hopfengärtner, vor allem aber mit dem späteren Regierungspräsidenten Eberhard Freiherr von Gemmingen, dem er zeitlebens durch eine lebendige enge Freundschaft verbunden war.

Nach Ablauf seiner Studien und Erlangung des Lizentiatengrades wurde Huber Advokat beim Hofgericht zu Stuttgart, aber schon nach 1½jähriger, ihn wenig befriedigender Praxis 1750 Oberamtmann zu Nagold.

Gleich im folgenden Jahr erschien Huber mit seiner ersten Gedichtsammlung vor der Öffentlichkeit. Diese „Oden, Lieder und Erzählungen" haben in doppelter Beziehung Bedeutung erlangt; einmal dadurch, daß sie zum erstenmal auf die traurigen literarischen Zustände in Württemberg hinwiesen, zum andern dadurch, daß sie selbst neben Gemmingens Gedichtsammlung vom Jahr 1750 die erste nennenswerte Erscheinung in der neuzeitlichen Dichtung Württembergs bildeten.

Die Gedichte zeigen freilich selbst deutlich genug, wie weit Württemberg noch in literarischer Beziehung zurück war. Die meisten dieser Lieder sind Liebes-, Trink- und Freundschaftslieder. Mit diesen wechseln philosophische Reflexionen, Äußerungen zeitloser Lebensweisheit, die oft an Horaz und Cicero gemahnen. Daneben kündigt sich auch schon der Satiriker an, er verspottet die Gelegenheitsdichter und Geschwindreimer,

die Hofleute und das heuchlerische Pfaffentum. Aber alle diese Gedichte machen nur den Eindruck schulmäßiger Nachahmung größerer Meister. An Hagedorn erinnern seine Liebes- und Freundschaftslieder, aber an Stelle des anmutigheitern Tons Hagedorns treten bei ihm platte, nüchterne Einfälle. Seine Reflexionspoesie sucht Haller nachzuahmen, aber er kommt bei weitem nicht heran an Hallers gedrängten Tiefsinn und seine sichere Gedankenprägung. Nimmt man dazu die Ungewandtheit und Steifheit des Ausdrucks, die Härte des Reims, die Fremdartigkeit der Gedankenverbindung, so kann man kaum begreifen, daß diese Sammlung bei der Mitwelt dieses Aufsehen erregen konnte, geschweige denn, daß wir heutzutage noch irgendeinen Geschmack an ihr finden könnten.

Trotzdem bietet diese Sammlung des Merkwürdigen genug, um unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Sie enthält nämlich einen bedeutsamen Hinweis auf die politische Richtung, welche die württembergische Dichtung in der Folge bestimmter und ausschließlicher eingeschlagen hat. Hier erscheint zum erstenmal der bedeutsame Grundsatz, der gleichsam das Programm der neuen württembergischen Dichtung geworden ist: Die Dichtkunst habe die Aufgabe, die nicht alle Laster treffende Justiz zu ergänzen und auch Obrigkeit und Fürsten selbst zu strafen und zu richten (S. 113).

„Wer straft die Obrigkeit, die keine höhere scheut,
Die nichts dem Untertan, sich alles selbst verzeiht,
Wenn's nicht der Dichter sagt, wer sagt's beherzt den Prinzen,
Sie seien, was sie sind, durch Zufall der Provinzen."

Und noch an einer andern Stelle kehrt derselbe Gedanke wieder, daß der Dichter das Recht habe, auch die Großen der Erde vor seinen Richterstuhl zu ziehen:

„Kann denn der König unter andern Richtern stehn
Als unter Gott, dem Schwert und dem Poeten." (S. 82.)

Der Einzigartigkeit und Kühnheit dieser Forderung wird man sich erst bewußt, wenn man bedenkt, wie fern die übrige Dichtung jener Zeit einer solchen Auffassung der

Poesie stand, wie wenig überhaupt die deutschen Dichter jener Zeit politischen Interessen zugekehrt waren. Klopstock hatte zu jener Zeit wohl schon politische Töne angeschlagen, aber er war kaum darüber hinausgekommen, die Könige auf die jenseitige Vergeltung hinzuweisen. Rabener hielt, wie schon oben gezeigt wurde, eine freimütige Kritik der Fürsten oder ihrer Organe geradezu für eine Vermessenheit. Noch weniger finden wir bei Gellert, dem Anwalt des guten, empfindlichen Herzens irgendein strafendes Wort gegen die damals herrschende Tyrannei; bezeichnend ist auch, daß in seinen moralischen Vorlesungen nicht mit Einem Wort von den Pflichten gegen das Vaterland oder von Mannes- und Bürgermut die Rede ist. Für Gleims politische Gesinnung ist charakteristisch, daß er sich wegen eines unter seinem Namen verbreiteten und als Angriff auf ein Edikt des Ministers Wöllner gedeuteten Gedichts verteidigt und in Beziehung darauf sagt: Diese Deutung konnte ein in Liebe zu den Musen alt und grau gewordener Patriot nicht ertragen. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staat nicht entstehen machen, entstandene nicht vermehren. (Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, III, 96 Note 3.)

Und Lessing endlich, der bereits in ästhetischen und religiösen Fragen seine eigenen Wege gefunden hatte, fertigte 1751 eine kleine französische Schrift politischen Inhalts mit den Worten ab, sie sei das Werk eines Gelehrten, das recht gut sein würde, wenn ein Gelehrter überhaupt der Regierungskunst gewachsen wäre, es sei aber angemessener, solche Stoffe denen zu überlassen, welche die Vorsicht erwählte, ihn auszuüben (Hettner, 3, 2, 173).

Also überall in Deutschland noch dieselbe politische Gleichgültigkeit, vor allem noch dieselbe eingewurzelte Scheu vor dem Despotismus! Nirgends sonst der Versuch, auch durch die Dichtung in irgendwelchem politischen Sinne zu wirken!

Wohl hatte auch Huber seine Vorbilder. Die Schweizer, vor allem Haller, waren schon längst mit dieser Auffassung

von der Poesie hervorgetreten, auch Hagedorn[1]) hatte schon als einziger im Norden in seiner Dichtung gegen Fürsten und Höfe polemisiert, aber diese Dichter standen auf dem Boden republikanischer Gemeinwesen. Inmitten monarchisch regierter Staaten konnte eine solche, für jene Zeit so kühne Auffassungsweise von der Poesie nur da aufkommen, wo die Überzeugung von der Allmacht der Herrscher noch nicht Boden gefaßt hatte; wo, wie Huber in Beziehung auf Württemberg sich ausdrückt, der Fürst in den landständischen Rechten einen „Richter über sich" gesetzt sah. Man glaubt in der Kühnheit dieser Auffassung von der Poesie etwas von dem Selbstbewußtsein zu spüren, das für längere Zeit[2]) nicht nur den ständischen Ausschuß, sondern jeden Patrioten erfüllen mußte, nachdem die für die Verfassung so kritische Zeit der letzten Jahre Herzog Karl Alexanders glücklich vorüber, und die verletzte Verfassung an des Herzogs Werkzeugen gebührend gerächt war.

Den hier aufgestellten Grundsatz zu verwirklichen, sollte Huber erst in späterer Zeit Gelegenheit finden. Noch war in diesen Jahren kein Grund zu einer politischen Opposition. Im Gegenteil, es bekundet sich in dieser Gedichtsammlung noch viel Zutrauen zu dem jungen Herrscher; ja Huber hofft, Herzog Karl, den Beschützer der Kunst und des Theaters, auch zum Förderer der neu erwachenden Literatur zu gewinnen (XXVII.). Mit Pathos gibt Huber seinen patriotischen Wünschen in einem Fürstenideal Ausdruck, das er Homer entlehnt:

„Hört, Prinzen! was der Dichter lehrt:
Vom Jupiter sind Fürsten Fürsten.
Der König ist ein Knecht des Zeus
Und soll ihm gleich an Großmut werden,

[1]) Neben Haller hat zuerst Hagedorn wieder bürgerliches Selbstbewußtsein zu wecken gesucht. Seine Opposition ist freilich noch ziemlich allgemein, sie gilt vor allem dem Stolz der Fürsten und ihrer Günstlingswirtschaft.

[2]) Daß diese Zeit bei den höheren Ständen Württembergs noch lange in Erinnerung blieb, beweist Hubers Selbstbiographie S. 55.

Gut gegen dem beherrschten Volk,
So wie ein Vater gegen Kindern,
Und fern von stolzer Red' und Tat
Soll er des Königs Amt verwalten!" (S. 64.)

Es bekundet sich, wie gesagt, noch viel Zutrauen zu dem jungen Fürsten in diesen Worten. Ist aber dieses Zutrauen gebrochen und in das Gegenteil verkehrt, so wird der Dichter von seinem Rechte Gebrauch machen und den Fürsten vor seinen Richterstuhl ziehen.

Die Geschicke des Landes und seine eigenen Schicksale drängten ihn in diese Richtung.

Huber wurde schon im Jahr 1756 als Oberamtmann nach Bebenhausen, von da im Jahr 1762 mit dem Charakter und Rang eines Wirklichen Regierungsrates nach Tübingen und nach weiteren zwei Jahren von da, wie er sich selbst ausdrückt, „als ein Staatsverbrecher auf die Bergfestung Asperg befördert."[1])

Herzog Karl hatte 1763 versucht, vom Landtag die Bewilligung eines erhöhten Militärbeitrags zu erlangen. Aber der Versuch war gescheitert. Deshalb hatte der Herzog in aller Stille eine Vermögenssteuer ausarbeiten lassen, die er nicht der Landschaft, sondern den Amtsversammlungen zur Genehmigung vorzulegen beabsichtigte. Da auch diese freiwillig nicht zu erhalten war, sollte die neue Steuer mittels Überrumpelung und Einschüchterung durchgesetzt werden. Durch geheime Instruktion erhielten die Oberamtleute die Anweisung, das Projekt dieser Steuer zunächst vollständig geheim zu halten und erst an einem für die allgemeine Bekanntmachung bestimmten Tage einfach der Amtsversammlung zur Annahme vorzulegen. Den Schluß dieses Reskripts bildete die unerhörte Drohung, daß jeder Beamte,

[1]) Selbstbiographie S. 41. „Befördert, sage ich? Ja! Und ich halte mich für berechtigt, zu glauben, daß eben diese Beförderung unter allen, die ich gesucht, die ich wirklich erhalten habe, und die mir angetragen worden sind, bei weitem die ehrenhafteste gewesen ist."

welcher dieses neue Steuerwesen nicht zustande bringen würde, eben dadurch ohne weiteres seine Bedienstung verloren haben sollte. Der Wichtigkeit der Sache wegen wurden die Oberamtleute sogar noch persönlich vor Herzog und Minister geladen — es war die Gelegenheit, bei der einer der Amtleute seiner Freude über die neue Steuer mit den Worten Ausdruck gab: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht.“ Schon bei dieser persönlichen Vorladung hatte es Huber dem Minister gegenüber gewagt, seine Stimme gegen die Ungesetzmäßigkeit der beabsichtigten Überrumpelung der Magistrate zu erheben, und schon bei dieser Gelegenheit den Zorn und die besondere Aufmerksamkeit des Ministers auf sich gelenkt. In der Überzeugung von der Ungerechtigkeit, vor allem aber von der Ungesetzmäßigkeit der neuen Steuer eröffnete Huber, als die Stadt- und Amtsversammlung an einem bestimmten Tage zu Tübingen gehalten wurde, dieselbe mit einer Rede, worin er das Steuerprojekt nicht direkt verwarf, aber die Vertreter des Bezirks dringend ermahnte, ihrer Pflicht eingedenk zu sein. Er verschwieg nicht, daß eine Verweigerung der Steuer ihn seine Stelle kosten würde, bat sie aber aufs ernsteste, auf sein Glück oder Unglück nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Die Amtsversammlung verwarf das Projekt mit großer Mehrheit. Wohl ließ der Herzog eine Anzahl Amtsvertreter noch persönlich zu sich kommen, wohl suchte er ihre Einwände von Gewissen und Vaterland mit höhnischem Lächeln und dem brutalen Ausruf: „Was, Vaterland, ich bin das Vaterland!“ zurückzuweisen: ein Teil von ihnen blieb trotz aller Schmähungen und Drohungen doch standhaft. Das Beispiel Hubers und dieser Patrioten wirkte ansteckend. Fast überall wurde die Steuer verworfen, Städte und Ämter, die sie schon angenommen hatten, traten wieder zurück. Die drohendsten Reskripte blieben ohne Wirkung. Der Herzog sah sich genötigt, wieder auf die üblichen Monatssteuern zurückzugreifen. Aber auch dieses war erfolglos. Hubers Amtsuntergebene erklärten einmütig, daß die Steuern unmöglich beigetrieben werden könnten, da das Volk bereits

bis zum Äußersten erschöpft sei. Huber wandte sich daher mit einer in diesem Sinne gehaltenen Vorstellung an den Herzog. Darauf folgte ein Reskript, welches das hereinbrechende Gewitter drohend ankündigte und mit Exekution und schwerer Ungnade des Herzogs drohte. Noch einmal wandte sich Huber an den Herzog mit einer Vorstellung voll treuster Demut, indem er die Unvermöglichkeit seiner Untergebenen darlegte und um Schonung bat. Universität und Landstände unterstützten diesen Widerstand. Die juristische Fakultät verlieh ihm am 27. Mai 1764 die Doktorwürde honoris causa, die Landstände gaben ihm beruhigende Versicherungen bezüglich des Unterhalts seiner Familie und bezüglich etwaiger Verluste. Der Herzog seinerseits antwortete auf das bittende Schreiben Hubers dadurch, daß er den Tübinger Bezirk mit militärischer Exekution belegen ließ. Zwei Regimenter Fußvolk und ein Kommando zu Pferde rückten in Tübingen ein und Huber wurde, obwohl er schwer krank zu Bette lag, verhaftet und zusammen mit einem Bürgermeister und zwei anderen angesehenen Bürgern Tübingens auf die Feste Hohenasperg gebracht.

Auf dem Asperg ist eine Reihe der schönsten Lieder entstanden. Gleich am ersten Tage seiner Gefangenschaft, nachdem er einige Stunden nach seiner Ankunft auf der Festung auf seinem hölzernen Stuhl geruht, erscheint ihm mit dem Morgenlicht zugleich der Trost der Muse:

„Auf geht der Tag: ging mir ein einz'ger Morgen
In zehen Jahre Lauf
So wolkenlos, so ungetrübt von Sorgen
Wie hier im Kerker auf?"

Er fügt sich willig in sein Schicksal, denn er weiß, recht gehandelt zu haben:

„Ist's Hochverrat, zu mahnen einen Prinzen
An Pflicht, an Fürstentreu'!
Zu sagen: daß vom Wohlstand der Provinzen
Sein Glück untrennlich sei?"

Aber noch ist sein Glaube an den endlichen Sieg der Wahrheit und der Tugend nicht erschüttert; nein, der Wahrheit Lehre glänzt ihm auch durch die dunkle Kerkernacht — zur Geduld.

> Im Bauch des Bergs, in ewig finstern Schachten
> So tief wächst glänzend Gold.

Fromme Ergebung in sein Schicksal, standhafte Gesinnungstreue und glühende Vaterlandsliebe, die selbst ewige Sklavenketten segnete, wenn nur dies Opfer seinem armen Lande sein Glück zurückführen könnte, sind die Gefühle, denen er in diesen Gedichten den beredtesten Ausdruck gegeben hat.

Kaum schleicht sich ihm je ein Fluch über den Tyrannen auf die Lippen. Aber gerade dieses Gefühl frommer Ergebung, das seinen Schmerz verklärend alle diese Gedichte durchdringt, gibt ihnen einen so tief empfundenen, echt lyrischen Grundton, daß sie nicht weit hinter dem Besten zurückstehen, das die vorgoethische Lyrik aufzuweisen hat.

Neben diesen Gedichten, die seine persönliche Gesinnungstreue widerspiegeln, stehen andere von weniger persönlicher Natur. Zwei von ihnen beschäftigen sich mit dem Los seiner Mitgefangenen. Unter diesen erweckt namentlich eine Gestalt unser ganzes Interesse und unser inniges Mitfühlen, die der unglücklichen Sängerin Marianne Pirker.[1]) Sie war 1749 als Kammersängerin am württembergischen Hof angestellt gewesen und hatte sich hier die allgemeine Zuneigung, besonders aber das Vertrauen der Herzogin erworben. Verhängnisvoll für sie wurde, daß sie in den 1756 zwischen dem Herzog und seiner Gemahlin ausbrechenden Zwist hineingezogen wurde, indem sie der Herzogin irgendwelche Dienste geleistet zu haben scheint. Am 16. September 1756 wurde sie, ihr Mann, der Konzertmeister Pirker und zugleich der Friseur der Herzogin, insgeheim verhaftet und auf den Hohentwiel gebracht und von da nach etwa

[1]) Auch Huber hat in einem seiner Gedichte der Sammlung von 1751 die alles bezaubernde Künstlerin gefeiert (S. 58).

1½ Jahren auf den Asperg. Durch ihre lange Kerkerhaft war sie dem Wahnsinn verfallen und hatte ihre schöne Stimme verloren. Es war ein schreiender Gewaltakt des Herzogs, es fand nie eine Untersuchung oder irgendwelche Verurteilung statt, und ebensowenig wie von den Gründen der Verhaftung wissen wir etwas von den näheren Umständen ihrer Entlassung, die am 16. November 1764 erfolgte.[1])

Unter den übrigen Gedichten findet sich eines auf den frühen Tod des Hauptmanns der Artillerie Du Trait de Vernancourt, der Huber während seiner Asperger Abgeschlossenheit bereitwillig seine Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Die meisten der noch übrigen Gedichte stehen mit seiner Lektüre auf dem Asperg in engstem Zusammenhang. Horaz vor allem hat ihn hier beschäftigt. Die schöne Ode, in der Horaz der römischen Jugend das herrliche „dulce et decorum est pro patria mori“ [2]) zuruft, hat Hubers Vaterlandsliebe aufs neue entfacht und seinen Mut wieder aufgefrischt. Schon diese Übersetzung[3]) ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß auch bei Huber die Begeisterung für Freiheit und Vaterland namentlich durch die Lektüre der römischen Autoren entzündet worden ist. — Am meisten entsprach wohl seiner ganzen Empfindung die Ode aus des Kardinals Bernis vermischten Gedichten. Hier kommt der im allgemeinen zurückgehaltene Groll mächtig zur Entladung. Das Gedicht beginnt mit einem bitteren Hohn auf die stolzen Monarchen, von denen, wenn ihr Name längst verschollen, nur noch stolze Monumente zeugen, die eitlen Reste ihres Grabes deckend: „Ja! wisset Ihr Fürsten der Erde! wenn

[1]) Rudolf Krauß, Marianne Pirker in den Württ. Vjh., N. F., Jahrgang 12, 1900 S. 257 ff., und Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs (688).

[2]) Oden III, 2.

[3]) Abgesehen von dieser Übersetzung findet sich unter Hubers Gedichten aus der Asperger Zeit nur noch eine zweite, die anläßlich Gemmingens Erkrankung entstanden ist.

Eure gesammelte Asche gleich unter prächtigen Altären ruht, und wenn Euch gleich die feile Zunge des Schmeichlers vergöttert: doch seid Ihr oft ein Scheusal Eures Volks!" Und daran knüpft er die Mahnung, die Despoten sollen die Fesseln nicht zu fest knüpfen, denn die Furcht erzwinge wohl die Pflicht des stummen Gehorsams, die Liebe aber wecke ihn ohne Zwang.

Dieses Gedicht ist insofern interessant, als hier zum erstenmal in der württembergischen Dichtung das Motiv der Fürstengruft anklingt, das später auch von Gemmingen, Schubart und Schiller verwendet wurde, und dann insofern, als es schon auf die Richtung einer entschiedenen Opposition hinweist, die Huber in seinen „Reden mit Gott" eingeschlagen hat. —

Seine guten Tübinger hatten indessen alles getan, um seine Freilassung zu erwirken. Sie hatten sich durch Abgesandte an den Herzog gewandt und schriftlich und mündlich um Freiheit gebeten. Sie wurden mit dem Zuchthause bedroht, wenn sie sich unterstünden, noch einmal zu bitten. Auch seine Frau sandte viele Bittschriften an den Herzog, aber nur um mit Grobheit abgewiesen zu werden. Aber nach sechs Monaten schlägt ihm die Stunde der Freiheit. Mit Ehrungen von seiten der Bürgerschaft wie der Studentenschaft wird er in Tübingen aufgenommen. Sein Amt hatte indessen natürlich ein anderer bekommen; zwar wurde er 1766 vom Minister wieder auf seine alte Stelle vorgeschlagen, aber der Herzog ließ durch die Mißachtung des Vorschlags seine Unversöhnlichkeit deutlich erkennen. Huber selbst hatte das Fürstendienen satt genug. Deshalb wies er auch die ehrenvollen Ämter, die ihm von auswärts angeboten wurden, darunter auch von dem nachmaligen Herzog Friedrich Eugen, der damals als Prinz zu Treptow an der Rega wohnte, aufs entschiedenste ab. So führte er fortan ein anspruchsloses Privatleben im Kreise von gelehrten und redlichen Freunden. Da ihm aber mit seinem Amt seine einzige Geldquelle genommen war, war er darauf angewiesen, durch ju-

ristische Gutachten bei Magistraten und durch allerlei Verwaltungsgeschäfte bei adeligen Familien sich ein Einkommen zu verschaffen. Diese Einkünfte reichten indessen nicht aus, deshalb nahm er die Pension von 200 fl., die ihm der Herr von Schüz auf Pflummern anbot, und die ihm später von der Landschaft ausgesetzte Pension von 600 fl. dankbar an. Es war nur ein kleiner Ersatz für seinen Verlust, aber er schätzte diesen Ersatz höher als „20 Gnadengehalte von Höfen erschlichen oder mit Unterdrückung des Vaterlandes gewonnen".

Auch als Privatmann verfolgt er die Vorgänge in der Heimat mit ungemindertem Interesse. Mehr und mehr steigert sich seine Entrüstung über die Gewalttaten des Herzogs. Offen die Stimme zu erheben, war aussichtslos; es brachte, wie er selbst erfahren hatte, nur die sichere Anwartschaft auf die Festung. So blieb nichts anderes übrig, als sich in die enge Stille eines Freundeskreises zu flüchten, um hier seinen patriotischen Klagen Ausdruck zu geben und sich in dem Vorsatz zu stärken, in Erwartung einer besseren Zeit standhaft auszuhalten. Oft mag Huber mit seinen jüngeren Freunden wie G. D. Hartmann, namentlich aber mit seinem Herzensfreund Gemmingen zusammengesessen sein, um seiner tiefen Entrüstung über das Treiben des Herzogs Luft zu machen. Ein Brief Hartmanns an Bodmer[1]) vom 6. Januar 1773 gibt uns einen tiefen Einblick in die pessimistische Stimmung, die Huber damals beseelte. Hartmann schreibt hier: „Huber will gar nichts mehr hoffen. Schwelgerei, sagt er, und Üppigkeit haben alle Laster zu uns gebracht, daß das Verderben das Land erreichen muß, wo eine Revolution notwendig wird. Vom Hof aus kam das Verderben, nur in wenigen Winkeln unseres Landes finden sich noch wahre Deutsche. Die Kanzlei ist größtenteils von schlimmen Projektmachern besetzt und Schmeichlern und von

[1]) Unveröffentlichte Briefe Hartmanns an Bodmer, die sich auf der Stadtbibliothek zu Zürich befinden.

Leuten, die um ein geringes Geld alles Böse tun. Wann Louis[1]) kommt, dann läßt sich noch etwas hoffen."

Dieselbe pessimistische Stimmung spricht sich in einem Brief Hubers an Hartmann aus.[2]) Dieser hatte Huber gebeten, doch wieder mit neuen Dichtungen hervorzutreten, worauf ihm Huber antwortet: „Der Nationalcharakter in Württemberg, das Reich der Sitten, ist seit 10 Jahren so verdorben worden, daß ein ehrlicher Mann die äußerste Sorgfalt anwenden muß, dem Neide und der Verleumdung auszuweichen. Und nun wollen Sie sich wundern, wenn ich bis daher so stumm gewesen bin. Was würde ein Mann zu erwarten haben, den sein ungütiges Schicksal mürrisch gemacht hat und der diese ungefällige Laune nicht ablegen kann, wenn er dichtet? Gewißlich würde die Bosheit nicht unterlassen, da Schlüpfrigkeit, Naturalismus und Hochverrat zu finden, wo die Muse mit nichts als sokratischem Scherz einer frommen Andacht und edlem Patriotismus erfüllt war."

Gleich nach seiner Freilassung hatte er die Absicht gehabt, die auf dem Asperg entstandenen Gedichte an Bodmer zu schicken. Allein nach reiflicher Überlegung erschienen sie ihm, wie er sich selbst in einem Brief an Bodmer ausdrückt,[3]) „zu lokal und zu ungeübt". Zwei dieser Asperger Gedichte erschienen aber 1773 im Göttinger Musen-Almanach, zwei andere im Leipziger Musen-Almanach. Eine größere Sammlung erschien erst wieder 1775.

Es sind dies die „Versuche mit Gott zu reden". Unverkennbar hat dem Dichter hier die Erbitterung über die erbärmlichen politischen Zustände seiner Heimat die Feder geführt. Der Titel dieser Produkte läßt ja allerdings am allerwenigsten irgendwelche politische Tendenz erwarten.

[1]) Herzog Karls nächster Bruder, der nachmalige Herzog Ludwig Eugen (1793—1795).

[2]) Wilh. Lang, Von und aus Schwaben, Heft 7 S. 24.

[3]) Brief vom Dezember 1766. Es ist leider nur ein Brief vorhanden, aber dieser zeigt, daß die schon 1751 begonnene Korrespondenz mit Bodmer bis zu dieser Zeit noch nicht abgebrochen war.

Und doch sind diese Gebete großenteils nichts anderes als das Gefäß für seine patriotischen Wünsche und seinen politischen Haß.[1])

Die Sammlung besteht aus Gebeten für die verschiedenen Stände und aus allgemeinen Lob- und Dankliedern.

Das erste aller Gebete ist dem Dichter in den Mund gelegt, entsprechend seiner hohen Auffassung vom Beruf des Dichters. Auch hier stellt er wieder als Aufgabe des Dichters hin, nicht nur Gott, die Natur und die Tugend zu preisen, sondern auch die Herrscher zu richten und an ihre Pflichten zu mahnen:

„Gib mir die Würde, zu schweigen
Den Herrscher des weitesten Reichs,
Der gleich dem Löwen regieret,
Mit Brüllen und Klauengewalt.
Zu schweigen alle Eroberer,
Die rauschenden Taten des Kriegs!
Ihr Loblied heule das Schlachtfeld
Und winsle die Mutter und Braut!"

Gleich das folgende Gebet des Königs ist nichts anderes als ein Fürstenspiegel, der den Fürsten das Ideal eines guten Herrschers und die Laster und Gefahren des Despotismus und, was Huber auf gleiche Stufe stellt, des Heldentums vorzuhalten bestimmt ist. In erster Linie verlangt er von diesem Ideal eines guten Fürsten, daß der Fürst selbst als ein Beispiel der Tugend glänze, denn Tugend und gute Sitte ist ihm die notwendigste Grundlage des allgemeinen Wohls. Mit besonderem Nachdruck warnt er dann vor dem Ruhm des Heldentums, welches das unschuldige Blut von Millionen opfert und vor der „tollen Macht, die höhnisch der Gesetze lacht und launenhaft spielt mit Gut und Leben".

[1]) Eine zweite Auflage erschien 1787. Sie ist um einige Gebete vermehrt, die übrigens durchaus in der Richtung der Gebete der ersten Auflage liegen. Da indessen diese neu hinzugekommenen Gedichte auch manches Interessante bieten, ist hier die zweite Auflage zugrunde gelegt.

Der Abscheu vor dem Krieg ist der ganzen Aufklärungszeit eigen; in Württemberg aber hatte diese Stimmung, wie es die ganze Geschichte des Landes mit sich brachte, besonders starke Wurzeln geschlagen.[1]) Schon daraus würde sich zur Genüge erklären, warum Huber nicht nur hier, sondern auch bei anderen Gelegenheiten so eindringlich von den Greueln des Heldentums redet. Vielleicht liegt aber auch hier ein Erlebnis des Dichters zugrunde. Es war noch nicht lange her, daß das württembergische Volk deutlich genug erfahren hatte, in welches Elend ein von Ruhmsucht geleiteter Fürst sein Land zu stürzen vermochte. Der Siebenjährige Krieg hatte den eben damals erwachenden Ehrgeiz des jungen Herzogs mächtig angestachelt. An Frankreichs Seite, an das er sich durch einen Subsidiumsvertrag gebunden hatte, glaubte er, Ruhm und Ehre gewinnen zu können. Aber der Feldzug, den Karl in den letzten Monaten des Jahres 1757 in Böhmen führte, endete geradezu kläglich: nach einer empfindlichen Schlappe entschloß man sich zu einem wenig ehrenvollen Rückzug. Das württembergische Volk war den Plänen des Herzogs von Anfang an durchaus ablehnend gegenübergestanden, denn die Sympathien der Württemberger galten Friedrich dem Großen, in dem sie den Helden und Vorkämpfer des Protestantismus erblickten. Bei dieser Gelegenheit hatte zum erstenmal nicht nur die Landschaft, sondern das ganze Volk entschieden gegen den Herzog Stellung genommen. Der Gedanke, gegen die Glaubensbrüder marschieren zu müssen, die Zwangsanleihen, die gewaltsamen Aushebungen, das alles wirkte zusammen, um der Bevölkerung diesen Schritt Herzog Karls so verhaßt wie möglich zu machen. Vollends in jener Zeit, da man alter Gewalttätigkeiten des Herzogs gedachte, mußte dieses kriegerische Unternehmen als nichts

[1]) Vrgl. die äußerst interessanten Ausführungen Rümelins in dem Aufsatz: Württemberg im Spiegel fremder Beobachtung (Württ. Jahrb. f. Stat. und Landeskunde 1864), in dem er den Nachweis führt, daß der württembergische Staat „verfassungsmäßig ein unkriegerischer" war (S. 349).

anderes, denn als eine neue Bedrückung, als ein neuer Eingriff in Gut und Leben der Untertanen gelten. Erst von diesem Gesichtspunkt aus scheint der letzte Vers der folgenden Strophe recht verständlich zu werden:

„Lehr mich aufs Recht der Menschheit achten!
Nie gab ein denkendes Geschlecht,
Nie gabst du Königen das Recht,
Es zu belasten, dann zu schlachten."

Des weiteren folgt eine allgemeine Warnung vor den kriechenden Schmeichlern, immer bereit, dem Fürsten die süße Lehre von der fürstlichen Allmacht und Unbeschränktheit ins Ohr zu flüstern (trotz der Unbestimmtheit dieser Warnung wird man unwillkürlich an Montmartin erinnert), und die Ermahnung, treuen Ratgebern geneigtes Ohr zu schenken. Die folgende Stelle wendet sich deutlich gegen den von Wittleder betriebenen unwürdigen Ämterhandel und die dadurch notwendig sich ergebende Korruption des ganzen Beamtentums. Ganz befremdend und zugleich ganz besonders kühn klingt es, wenn Huber des weiteren den Fürsten ermahnt, stets sein Fürstenwort treu zu halten:

Dem Volk, dem ich als König diene,
Mach mich zum ersten Ehrenmann!
Der Wort und Tat nicht trennen kann,
Der Wahrheit treu, auch in der Miene.

Herzog Karl hat es mit dem Fürstenwort nie recht genau genommen. Noch ehe der Phrasenheld Montmartin den Herzog völlig beherrschte, mußte der Geheime Rat Hardenberg in Beziehung auf verfassungswidrige Bedrückung der Untertanen dem Herzog vorstellen, er möge das heilige fürstliche Wort halten und zur Erfüllung bringen. Unter Montmartin ist das Fürstenwort zur leeren Phrase geworden. Bedenkt man vollends, daß diese Gedichte zur Zeit des Zustandekommens des Erbvergleichs entstanden, den der Herzog mit seinem Fürstenwort als bindend anerkannte, den er aber sofort wieder in mancherlei Hinsicht übertrat, so wird man begreifen, wie Huber zu dieser Forderung gekommen ist.

Wie er sich nicht scheut, den Fürsten an die Heiligkeit des fürstlichen Worts zu erinnern, so nimmt er auch keinen Anstand, in diesem Gebet die glänzenden Feste und die elende Mätressenwirtschaft zu brandmarken und darauf hinzuweisen, wie schwer das belastete Volk an den Kosten dieser prassenden Verschwendung zu tragen habe.

Ihm stellt sich das Gebet des Ministers an die Seite. Von den hohen Pflichten, die er diesem ans Herz legt, steht auch hier wieder an erster Stelle die Sorge für die Erhaltung von Gottesfurcht und Tugend, denn mit dem Verfall der Sitten ist der des Staats aufs engste verknüpft. Erst dann kommt die Sorge für das materielle Wohl des Bürgers. Hier kommt es vor allem darauf an, bürgerlichen Fleiß und bürgerliche Strebsamkeit zu fördern und zu ermuntern und dies gibt dem Dichter Gelegenheit, die „wilde Wissenschaft" zu brandmarken, „die für den Fürsten raubt"; denn „sie tötet jeden Fleiß, die Löwenteilung mit dem Untertan", eine bittere Anklage nach oben und dem durch die drückenden Steuerlasten zu dumpfer Resignation und fauler Gleichgültigkeit herabgedrückten Volk aus dem innersten Herzen gesprochen. Gehorsam gegen die Gesetze, Achtung vor dem Gut des Fürsten sowohl wie dem des Landes und seiner Bürger, unparteiische Rechtspflege, die nicht das Recht um Gold feilbietet, endlich eine Liebe zum Vaterland, die selbst den Tod nicht scheut, sind die vornehmsten Pflichten, die des weiteren an dem Idealbild des Ministers am meisten hervorgehoben sind, einem Idealbild, das wie eine bittere Satire erscheint auf hergelaufene Gesellen wie Wittleder, der, handelte es sich darum, seine Taschen zu füllen, vor dem gesetzwidrigsten Mittel nicht zurückschreckte, Fürst und Land gleichermaßen betrog und Amt und Recht für Gold feilbot.

Auch die Gebete für die andern Stände sind von politischen Tendenzen durchsetzt. Der Hof mit seiner versumpften Moral ist dem Dichter wie eine große Eiterbeule, die allmählich den ganzen Staatskörper mit ihrem Gift durchseucht. Um diesem um sich greifenden Gift seine Wirkung zu nehmen,

sucht er unablässig bürgerliches Selbstbewußtsein und bürgerliche Tugend zu wecken und zu stärken. Deshalb legt er den einzelnen Ständen Worte in den Mund, die sie besonders nachdrücklich auch auf die Gefahren aufmerksam machen, die bürgerlichem Selbstbewußtsein von oben drohen. Der Richter bittet nicht bloß um Kraft gegen alle Versuchung des Goldes und der falschen Wehmut, sondern auch um Kraft gegen des Großen Macht und wilden Blick (S. 57); der Arzt betet, sein Herz möge gewappnet bleiben nicht nur gegen den Kaltsinn, den oft gesehenes Elend den Menschen lehrt, den eisernen Gleichmut des Helden, sondern ebenso auch gegen den parteiischen Geiz, der zu dem goldenen Krankenlager eilt, ein „unnützes" Leben zu retten, und säumt, zu hören, was in Hütten ächzt (S. 67); der Erzieher um die Fähigkeit, nicht Sklaven, nicht Tyrannenknechte, nicht Heuchler durch die Peitsche zu erziehen, sondern freie Menschen (S. 112).

Aber auch in Gebeten für Situationen, die in keiner Weise etwas mit dem öffentlichen Leben zu tun haben, werden die öffentlichen Verhältnisse hereingezogen. Hier zeigt sich besonders deutlich, wie sehr das Bewußtsein der drückenden Tyrannei und der Erbärmlichkeit der ihn umgebenden staatlichen Verhältnisse Hubers ganzes Denken und Empfinden beherrscht hat.

In dem Gebet „Der glückliche Greis" dankt dieser Gott für alles Gute, das er ihn in seinem Leben habe sehen lassen, in schmerzlicher Wehmut ruft er sich aber auch das Elend ins Gedächtnis zurück, das er rings um sich die Menschheit hatte bedrücken sehen:

„Den Frevel mächtig und glücklich,
Den Stolz des Großen mit droh'ndem Blick,
Den Fuß im Nacken der Unschuld. . . ." (S. 77.)

Noch bezeichnender ist das Gebet des Genesenden; denn hier erwartet man noch weniger als im vorhergehenden irgendwelche politischen Tendenzen. Der Genesende dankt für seine Errettung und sucht Gottes Absicht zu ergründen, warum er ihn noch einmal ins Leben zurückgerufen habe.

Vielleicht um ihm die Möglichkeit zu geben, durch edelmütige Taten die Rechnung der vergangenen Tage abzutragen oder aber um ihm durch das Elend dieser Erde die jenseitige Heimat noch erstrebenswerter zu machen:

„Wenn Held, Tyrann und Pestilenz
Dem Tod geweihte Völker würgt." (S. 91.)

Die Stelle ist interessant, einmal weil sie zeigt, wie sich bei Huber selbst in scheinbar ungeeignetstem Zusammenhang Anspielungen auf die politischen Zustände finden, andererseits weil hier wieder ganz deutlich die Stimmung des gedrückten Volkes zum Ausdruck kommt, das seine Tyrannen geradezu als eine von Gott gesandte Geißel betrachtet und sich deshalb nur um so tiefer in das Gebiet religiöser Gefühle flüchtet, um hier Trost und Hilfe zu finden.

Vollends in den Lobliedern ergießt er die ganze Schale seines Hohns über die Nichtigkeit dieser Erdengötter:

Hoch sitzt der König auf dem Thron,
Tief unter ihm kriecht eine halbe Welt
Dem Erdengott. Doch wenn er dir mißfällt:
Weg ist der Szepter und die Kron. (S. 122.)

Oder anderswo ruft er den Tyrannen, die lebten, als ob es keine Gerechtigkeit und keinen Himmel gäbe, zu: „Noch lebt der unerkäufliche Richter aller Taten und ruft die Mächtigen vor sich, die niemand richtet, und die Frevler, die ihre Werke verhüllen in List und Nacht". (S. 157.)

Noch wuchtigere Worte, Worte echt alttestamentlichen Prophetenzorns findet er in einem „Morgenlied":

„Das Herz des Frevlers kennt keinen Frieden. In ihm lebt ewiger Aufruhr.
Ihn stillet nicht der goldne Raub, nicht das jauchzende Fest, noch das schmeichelnde Lied der Sänger und Sängerinnen.
Auf von dem seidenen Polster schreckt ihn ein nächtliches Bild der unterdrückten Unschuld.
Die Sanftmütige wird ihm erscheinen, dicht an seinem Lager, gleich einer Furie, mit wilden Gebärden der Rache und der Verwünschung.

> Am nächtlichen Gastmahle, wenn der Kelch des Taumels herumgeht, wird ein Engel des Todes seine Hand ausstrecken und sein Urteil an die Wand schreiben mit Flammenschrift." (S. 169 f.)

Tritt nicht jedem von selbst das Bild der wahnsinnigen Marianne Pirker vor Augen? — Es ist vielleicht die stärkste Abrechnung, die je mit dem Tyrannen über diesen Gewaltakt gehalten worden ist.

Das ganze Elend der Zeit tritt uns in diesen Gebeten entgegen, zugleich aber auch der Idealismus des Dichters, seine Ideen von Volksbeglückung und Herrscherpflichten. So enthalten diese Gebete im Grunde schon den ganzen Stoffkreis von Hubers politischer Dichtung. Er wagt nicht nur den Stolz, den Egoismus, die Mätressenwirtschaft, die Verschwendungssucht der Großen, die Kriecherei am Hofe, die Schurkenhaftigkeit der Minister, die Korruption des Beamtentums zu strafen, sondern er redet auch das Wort der Not des Volkes, auf dem wie ein Fluch die Hand des Despoten lastet, er tritt selbst ein für den verkrüppelten soldberaubten Soldaten. Noch sei erwähnt, daß auch er als warmer Menschenfreund auf die baldige Abschaffung der Folter gedrungen und den Traum eines allgemeinen Weltfriedens geträumt hat.

Wenn oben dargetan wurde, wie Hubers Polemik aus den eigensten Erlebnissen des Patrioten herausgewachsen ist, so ist doch andererseits darauf hinzuweisen, daß die Schärfe und Bestimmtheit, mit der Huber seinen Gedanken Ausdruck gibt, wesentlich auf Rechnung literarischer Beeinflussung zu setzen ist.

Schon das Studium der Alten, das Huber von Jugend auf mit dem größten Eifer betrieben hat, war dazu angetan, Haß gegen Tyrannei in ihm zu wecken und zu nähren. Deutlicher als bei Huber wird sich bei Gemmingen (s. u. S. 102 ff.) nachweisen lassen, wie sehr die politische Dichtung dieser beiden Männer vor allem von Horaz und Juvenal eingegeben ist.

Von nicht minder entscheidendem Einfluß auf Hubers Dichtung war aber die politische Aufklärungsliteratur jener Zeit. Werke wie Hallers Staatsromane trafen die innerste Neigung unsres Dichters zu einer Zeit, da seine ganze Stimmung ihn in die Richtung der politischen Opposition drängte.[1]) Am leichtesten sind die Fäden aufzuzeigen, die von Hubers Fürstenideal zu Usong zurückführen. Alle die Züge, die Huber zu seinem Ideal eines Königs vereinigt hat, finden wir schon in Usong, dem Helden von Hallers erstem Staatsroman. Auch dieser morgenländische Herrscher ist gerade das Gegenstück zu den eigensüchtigen Despoten des 18. Jahrhunderts. Ihm ist ein in Gottesfurcht geführter, vorbildlicher Lebenswandel die oberste Herrscherpflicht, Treue und Beständigkeit die unverletzlichsten Herrschertugenden, das Wohl des Volkes der einzige Leitstern, die Sorge um Gut und Ehre der Untertanen die vornehmste Aufgabe eines Fürsten. Hingegen verabscheut auch er die mit dem Glück der Untertanen erkauften Vergnügungen, wie rauschende Feste und üppige Buhlerinnen, nicht minder auch die feilen Lobsprüche knechtischer Schmeichler. Vor allem in der Frage der Erziehung des zukünftigen Herrschers zeigt sich Hubers Abhängigkeit von Haller, denn diese Frage war für Württemberg keine akute und erklärt sich am besten als eine Herübernahme aus Usong.

Mit Hallers Usong zusammen ist Wielands Goldener Spiegel zu nennen. Ist auch nicht nachzuweisen, daß Haller den Goldenen Spiegel benützt hat, so wird man doch als sicher annehmen dürfen, daß er ihn gekannt hat. Diese Vermutung ist um so wahrscheinlicher, als der junge Hartmann, einer der vertrautesten Freunde Hubers in Tübingen,

---

[1]) Mit welcher Begeisterung Hallers Usong von Gemmingen und mit ihm sicher auch von Huber aufgenommen wurde, geht aus Gemmingens Briefen an Haller (herausgeg. von Herm. Fischer, Veröffentlichungen des Literarischen Vereins, Bd. 119 S. 11) deutlich hervor.

in einem Brief an Bodmer mit der größten Begeisterung von diesem Roman Wielands spricht.[1])

Auch in der übrigen Dichtung der Zeit finden sich ähnliche Gedanken, wie sie Huber in seinen Gebeten zum Ausdruck bringt. Der Haß gegen die „Eroberer" durchzieht die ganze politische Dichtung jener Zeit; neben Hagedorn war hier vor allem Klopstock vorbildlich. Hubers Appell an das bürgerliche Selbstbewußtsein andererseits erinnert ganz an Bodmer.

Alle diese Schriftsteller überragt aber Friedrich Karl von Moser. Keiner hat so bis ins einzelne hinein die Schäden der Zeit erkannt, keiner mit dem Freimut wie er den Despoten alle ihre Sünden vor Augen gestellt, keiner aber auch so nachdrücklich den Beamten, besonders den Ministern ihre Pflichten vorgehalten. Bei Moser fehlt keine der Anklagen, die Huber erhebt. Es genügt, darauf hinzuweisen, mit welchem Freimut z. B. auch er den Fürsten die Anklage ins Gesicht schleudert, daß sie zu täglichen vertrauten Ratgebern nur „Lumpen, Schwätzer, elende, unwissende, schamlose Leute dulden",[2]) oder wie angelegentlich er die Großen ermahnt, doch niemals mit ihren Untertanen „die Rolle von Lügen und Betrügen zu spielen", denn was der Name und die Ehre bei jedem guten Menschen sei, sei er gewiß auch bei einem Regenten, und vergebens seien die Bemühungen, die einmal geflissentlich verlorene Ehre wieder zu bekommen.[3])

Literarische Einflüsse und die heimatlichen Konflikte haben also zweifellos bei der Entstehung von Hubers Gebeten zusammengewirkt. Trotzdem bleiben diese Gebete Hubers Eigentum; sie reden deutlich genug die Sprache des Selbsterlebten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Gebete die Frucht langjähriger Beschäftigung sind und z. T. schon vor der Asperger Zeit,[4]) jedenfalls also großenteils vor Hallers Usong

[1]) Siehe unten S. 163.
[2]) Der Herr und der Diener S. 197.
[3]) ebenda S. 99.
[4]) Selbstbiographie S. 121.

entstanden sind. Der Einfluß dieses Romans ist also doch nicht zu überschätzen, er beschränkt sich wohl auf das Idealbild des Königs und des Ministers. Stellen, wie das Strafgericht über den Herzog wegen der gewalttätigen Einkerkerung Mariannens, das wohl unter dem frischen Eindruck der Asperger Zeit entstanden ist, verdanken ihre Entstehung sicherlich keinem anderen Impulse als dem persönlichen Erlebnis.

Nicht lange nach Herausgabe dieser Gebete hat sich Huber mit dem Stück „Das Lotto oder der redliche Schulze" (1779) sogar auf das dramatische Gebiet gewagt. Er selbst schreibt in seiner Biographie: Niemals habe ich vermutet, daß ich mich auch an die theatralische Dichtkunst wagen würde, aber so wahr ist es, was unser Juvenal von dem Dichter sagt:

„Versagt's ihm die Natur: sein Zorn kann Verse machen."

Diesmal gilt sein Zorn einer ganz bestimmten Institution, durch die der Despotismus des 18. Jahrhunderts die Staaten finanziell und sittlich ruinierte, der Institution des Zahlenlottos.

Zum Verständnis des Stücks ist einiges vorauszuschicken. Die aus Italien stammende Institution des Lotto hatte bald auch in Württemberg Eingang gefunden.[1]) Noch 1756 hatte der Herzog das Projekt des Zahlenlottos seiner Schädlichkeit wegen abgelehnt. Aber schon wenige Jahre darauf gewährte er den Herren von Wimpfen und ihrer Schwester, der Frau von Königseck, ein Lottoprivilegium als Ersatz einer jährlichen Pension von 24 000 fl. Da sich die Lotterie als wenig rentabel erwies, setzten sich die Herrn von Wimpfen mit der Wiener Gesellschaft des Aurelio Mansi in Verbindung, die das Lotto in den österreichischen Erblanden in Pacht hatte, und der Herzog erteilte nun dieser Gesellschaft ein sehr unüberlegtes Lotterieprivilegium und gleich auf 12 Jahre gegen die Verpflichtung, die Wimpfen abzufinden und ihm selbst noch jährlich 10000 fl. zu bezahlen. Die Landstände konnten dem

[1]) Vrgl. H. C. S. 288.

Herzog das Recht zur Errichtung einer Lotterie nicht bestreiten und schwiegen also zunächst. Doch die neuen Lotteriepächter mißbrauchten die Konzession, vergrößerten die Gefahr der Spieler geradezu betrügerisch und entfachten dabei die Spielwut aufs höchste durch Zulassung ganz niederer Einsätze und Vervielfältigung der Ziehungen auf weit über zwanzig im Jahr, so daß ungeheure Summen aus dem Land und aus allen Ständen, am meisten aber aus den niederen, den Kollekteuren gleichsam aufgedrungen und statt Geldes alle mögliche Habe in Versatz gegeben wurde. Da legte im Mai 1774 der ständische Ausschuß eine umfangreiche Vorstellung vor, worin die wirtschaftlichen und sittlichen Verheerungen lebhaft geschildert waren und gebeten wurde, das Lotto zu verbieten. Aber diese Vorstellung blieb ohne Erfolg, ebenso 13 andere, bis endlich im April 1779 das Lotto zur Freude aller Patrioten aufgehoben wurde.

Gegen diese Institution richtet sich Hubers „Das Lotto oder der redliche Schulze". Es ist kein größeres Drama, sondern nur ein Nachspiel und, wie Huber selbst sagt, nur für das Landvolk geschrieben.

Der Schulze Biedermann sieht sich vor die traurige Tatsache gestellt, daß die Steuerausstände in seinem kleinen Dorfe auf die Höhe von 3000 Talern gestiegen sind und er sieht die Wurzel dieses Übels in nichts anderem als der unseligen Lotteriesucht, welche die Leute nicht bloß um ihr Geld, sondern auch um ihre Arbeitslust bringt. Er will ein Letztes versuchen und die Bürger noch einmal zusammenberufen, um ihnen nochmals recht dringend die schlimmen Folgen dieser Volksseuche vor Augen zu stellen. In den nächsten Auftritten bekommen wir ein recht krasses Bild dieser Spielwut und ihrer Folgen. Es stellt sich heraus, daß die Weiber ein förmliches Komplott geschmiedet haben, daß sie, um Geld für die Lotterie zu bekommen, vor keinem Mittel, weder vor Betrug noch Diebstahl, ja selbst nicht vor Unzucht zurückschreckten. In der nun stattfindenden Bürgerversammlung schildert der Schulze mit beredten Worten, wie

die Lotterie das Volk immer mehr in Not und Elend bringe, es zu Schuften, Dieben, Narren mache, aber seine Warnungen sind umsonst, hauptsächlich, weil sich der Schulmeister widersetzt, der, wie der Sauhirt auf 30 fl. Besoldung gesetzt, darauf angewiesen ist, von der Dummheit der Leute zu leben, indem er ihnen durch Vorausrechnen von Zahlen und Träumedeuten das Geld aus der Tasche lockt. In seinem Zorn entschließt sich der Schulze zu dem von dem Dorfschützen empfohlenen Mittel, die Einwohnerschaft durch Prügel und Tollhaus zu bekehren. Aber während dieser Exekution wird das Tollhaus geöffnet, von der erzürnten Einwohnerschaft selbst das Rathaus zu stürmen gesucht. In der kritischsten Situation erscheint der Sekretarius vom Landeshauptmann, an den sich der Schulze schon längst mit einer Bitte um Abstellung des Lottos gewandt hatte. Bei seinem Einreiten in das Dorf läuft der stürmende Haufe auseinander. Der Sekretarius sucht zunächst den Schulzen einzuschüchtern, indem er ihn wegen des Briefes und wegen seines Widerstandes gegen das Lotto zur Rede stellt; aber als der Schulze standhaft bleibt, eröffnet er ihm, die Lotterie sei aufgehoben und überbringt ihm zugleich 100 fl. von der Landschaft für seine treue Amtsführung. So endet alles glücklich und alles ist gerührt von des Schulzen Redlichkeit und Treue.

Was Huber hier bezweckt, ist klar. Er wollte einerseits die ganze Gefährlichkeit des Lotteriespiels, andererseits das Bild eines treuen unerschrockenen Beamten vor Augen stellen. Die Tendenz ist so nackt und so kraß, die Erfindung so kahl, daß von einer dichterischen Wirkung nicht die Rede sein kann, daß wir uns fragen müssen, ob wir dies überhaupt noch Poesie heißen können. Die Farben, in denen Huber hier die verderbliche Macht der Spielwut zu Herzog Karls Zeit malt, mögen manchem zu grell erscheinen. Liest man jedoch die Berichte der Zeitgenossen, so kommt man zu der Überzeugung, daß die Spielwut in damaligen Zeiten einen derartigen Grad erreicht hatte, daß das Schlimmste für die sittlichen und finanziellen Kräfte des Volkes zu befürchten

war. Petersen berichtet in seinen nachgelassenen Papieren, daß dadurch Unzählige ruiniert wurden, manche tatsächlich dem Wahnsinn verfielen. Auch Gemmingen hat in seinen Briefen an Haller[1]) die verheerenden Wirkungen der Spielwut in brennenden Farben geschildert. Er betont vor allem gleich Huber, wie sehr die Arbeitskraft und der Fleiß der unteren Klassen niedergeschlagen und der Charakter des Volkes geschädigt werde. Die Institution des Lottos ist tatsachlich in der Geschichte des Despotismus des 18. Jahrhunderts, besonders auch in Württemberg, eine so charakteristische Erscheinung, daß keine Schilderung der Zeit an ihr vorübergehen darf.

Von einer Opposition nach oben konnte in diesem Stücke keine Rede sein, wollte sich Huber nicht von vornherein um die Möglichkeit bringen, das Stück auf dem Stuttgarter Theater aufführen zu lassen. Ja, wenn er in dem Stück sogar die Ansicht zur Schau trägt, als wisse der Landesherr gar nichts von dem verheerenden Schaden, den das Lotto anrichte, und als bedürfe es nur eines Winkes, um ihn zur Abstellung des Schadens zu veranlassen (S. 23), so hat er damit wohl der Anschauungsweise des niederen Volkes Rechnung getragen, das selbst in den schlimmsten Zeiten alle andern, nur nicht den Fürsten selbst für Tyrannei und Bedrückung verantwortlich zu machen pflegte. Im Grund seines Herzens dachte Huber ebenso wie sein Freund Gemmingen, der in verschiedenen Briefen an Haller[2]) unzweideutig zu erkennen gibt, daß für all das Unglück, welches das Lotto über das Land gebracht habe, in letzter Linie der Herzog selbst verantwortlich zu machen sei.

Der Entstehungszeit nach reiht sich diesem dramatischen Erzeugnis ein anderes an, das aber seinem ganzen Charakter nach sich völlig von diesem unterscheidet und einen erfreulicheren Eindruck macht: das Melodrama Tamira.

---

[1]) Veröffentlichungen des Literarischen Vereins, Bd. 119 S. 63 und 66.

[2]) Siehe unten S. 109.

Das Stück ist erst 1791 im Druck erschienen, war aber nach dem Vorwort des Verfassers schon 10 Jahre vorher fertig. Hubers Freund Gemmingen sollte die Musik dazu liefern, aber infolge seiner Kränklichkeit kam er nicht mehr dazu, und so übernahm auf Gemmingens Veranlassung hin der Hofmusikus Zumsteeg die musikalische Komposition. Das Stück kam, wie das vorige, am Stuttgarter Hoftheater einigemal zur Aufführung, zum erstenmal am 13. Juni 1788.

Die Geschichte, die dem Stück zugrunde liegt, ist das altbekannte Motiv von der Königstochter, die von ihrem Vater zur Rettung des Volkes dem Zorn der Götter geopfert wird, wie es sich schon in der Geschichte der Tochter Jephthas und in der der Iphigenie findet. Der Streit zwischen Königspflicht und Vaterliebe in der Seele des Herrschers ist zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht. Wie angelegentlich es dem Dichter darum zu tun ist, diesen Sieg der Königspflicht über die Vaterliebe zu verherrlichen, geht schon aus der ganzen Art der Darstellung und der Ausdrucksweise hervor, in der er in dem Vorwort den Gang der Handlung gibt. Die Ausdrucksweise des Dichters ist daher im folgenden im wesentlichen beibehalten:

Das Königreich Golkonda wird von einer lang anhaltenden, grausamen Pest verheert. König Hidalkan, ein trefflicher Fürst, der sein Volk wie ein Vater liebt, ist voll Verzweiflung über dieses Elend. Die Priester des Landes sind der Meinung, die Götter könnten nur besänftigt werden, wenn eine Jungfrau aus dem königlichen Geschlechte geopfert würde. Aber im königlichen Hause findet sich damals keine Jungfrau als Tamira, die einzige Tochter Hidalkans, von Vater und Volk unaussprechlich geliebt. In Hidalkans Seele streitet die väterliche Liebe mit der Liebe zum Volke, ein langer fürchterlicher Streit. Endlich siegt die letztere, Hidalkan faßt den königlichen Entschluß, das Leben eines ganzen Volkes mit dem Tode einer einzelnen Person, aber seinem einzigen Kind zu erkaufen. Tamira willigt mit Heldenfreude in ihre Opferung. Ha! Welche Großmut und

Verleugnung! Sie war bereits More, dem liebenswürdigsten Prinzen des Hofs, versprochen, und Hidalkan hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt.

Aber More erträgt den Gedanken nicht, Tamira zu verlieren. Er läßt sich heimlich in der Nacht von einem Brahmanen mit ihr trauen, Tamira wird seine Frau und damit untüchtig zu dem Opfer, das die Götter fordern. Der Opfertag bricht an — erst hier beginnt die Handlung des Dramas. Hidalkans Herz „zerfleischt sich immer noch" durch die grausame Wahl, die ihm gestellt ist, aber als ein Omrah die Nachricht bringt, daß die Not im Lande aufs höchste gestiegen, da ist sein Entschluß bestimmt, seine Tochter zu opfern. Es ist umsonst, daß Tamira und More sich ihm zu Füßen werfen, und daß More mit aller Zärtlichkeit eines Sohnes und Liebhabers um Tamiras Leben bittet. Schon klagt die wilde Opfermusik aus der nahen Pagode. Da entdeckt More die Geschichte der vergangenen Nacht: Tamira ist sein Weib. Hidalkan steht einige Augenblicke erstaunt und in tiefer Unentschlossenheit. Endlich aber erwacht der Zorn des Königs, er verurteilt More als einen Feigen, um sein Volk unbekümmerten Betrüger der Götter zum Opfertod. Mit Würde nimmt More sein Todesurteil an. Tamiras erstes Gefühl ist Reue über den gespielten Betrug, über den Verlust des Heldenruhms, über die versäumte Rettung des Volks. Aber wie sie ihren Liebsten tot am Altar sieht, da bittet sie den Vater, sich mit den teuren Resten des Geliebten auf dem Holzstoß verbrennen lassen zu dürfen. Hidalkan erlaubt's und bittet die Götter, wenn diese Opfer nicht genügen sollten, auch ihn noch zum Opfer hinzunehmen.

Auch dieses dramatische Erzeugnis ist von künstlerischem Standpunkt aus wenig befriedigend. Wohl fehlt es nicht an einzelnen Stellen poetischer Schönheit, aber das Ganze ist zu einförmig, die Personen zu rhetorisch aufgebauscht, eine Charakterzeichnung nicht einmal versucht. Jedoch ist es auch hier nicht der künstlerische Trieb, der Huber die Feder in die Hand drückt, sondern sein Endzweck: „Gemeinnützlich-

keit". „Dies kleine Gedicht ist das höchste Ideal eines wahren, sein Volk liebenden Fürsten. Man sieht, die Geschichte, die hier zugrunde liegt, ist alt. Ein solcher Kummer um das Leben der Untertanen wird nicht mehr gefunden. Aber es ist des Dichters Pflicht, dergleichen Charaktere aufzufrischen. Und obschon sie von Großen nicht gelesen und betrachtet werden, so mag das Volk daraus lernen, was es von seinem Fürsten zu erwarten berechtigt ist."[1])

Das letzte größere Werk, das Huber veröffentlicht hat, sind seine vermischten Gedichte vom Jahr 1783. An diese Sammlung dürfen füglich die wenigen neuen Gedichte angereiht werden, die sich unter Proben seiner Gedichte in Haugs und Weißers epigrammatischer Anthologie (Zürich 1807) Bd. 3 S. 275—282 und im Taschenbuch für Herz und Geist (Ludwigsburg 1800) finden.

Die Sammlung von 1783 ist, wie alle seine literarischen Erzeugnisse, auch wiederum Eberh. v. Gemmingen gewidmet: ihm, dem „des Jünglings Lied von Lieb' und Wein", „des Mannes Ernstgesang" zugeeignet war, ihm sei auch „der letzte Laut der Saiten" geweiht. In der Tat findet sich hier von den alten Motiven der ersten Gedichtsammlung nichts mehr, weder Liebeslieder, noch auch Wein- und Freundschaftslieder, aber ebenso wenig auch eine Spur von Hallers schwerer Reflexionspoesie. Die Sammlung ist vielmehr durchaus satirisch, wie Huber selbst sagt, dazu bestimmt, „allerlei Fehler vornehmer und gemeiner Toren zu rügen". Satire auf allgemeine und zeitlose Torheiten wechselt mit der schärfsten politischen und sozialen Satire.

Ganz unbedeutend ist seine literarische Satire, ebenso unbedeutend seine Satire auf allgemeine Schäden und Torheiten. Man sieht, er schöpft hier nicht überall direkt aus dem Leben, sondern vielfach aus der literarischen Tradition. So erinnert seine Satire gegen den seichten französischen Geschmack, gegen die Unbeständigkeit und Geschwätzigkeit der

[1]) Selbstbiographie S. 125.

Frauen vielfach an Gellert. Fast durchweg bewegt er sich hier in platten, nüchternen Einfällen, für die uns der dann und wann zutage tretende gute Humor, der trotz aller Bosheit der Welt das Leben doch lebenswert findet, nur einigermaßen zu entschädigen vermag.

Beachtenswerter ist seine Satire auf die Geistlichkeit, das katholische Mittelalter, wie pfäffische Finsternis jeder Art. Mit dem Kampf gegen den Despotismus verband sich in der Literatur des 18. Jahrhunderts ganz natürlich der Kampf gegen das Pfaffentum — Schillers Räuber bieten das nächstliegende Beispiel, — denn das Pfaffentum mußte dem Zeitalter der Aufklärung als ein ebenso schlimmer Feind menschlicher Freiheit und Bildung gelten wie der Despotismus. Huber konnte diese Richtung schon in seinem großen Meister Haller vorgezeichnet finden, auch Voltaires Verdienste in dieser Beziehung hat er gekannt und ihm deshalb auch ein dankendes Epigramm gewidmet: Wohl möge ihm der Himmel gnaden für seine Pucelle und seinen Ingénu, nie aber dafür, daß er die Devoten um den frommen Spaß gebracht an Scheiterhaufen und Dragonaden. Die Reformen Josephs II. scheinen Huber vollends die Zunge gelöst zu haben. Dem Strafgericht, das er in diesen Epigrammen über die Priesterschaft hält, fehlt nichts zur größten Schärfe und Gründlichkeit. Sein Kampf gilt der naturwidrigen Einrichtung des Mönchtums und Nonnentums, dem Aberglauben jeder Art, der lächerlichen Institution der Wallfahrten, dem Egoismus und der Heuchelei der Priesterschaft, ihrer Trunksucht, endlich nicht zum mindesten auch ihrem unsittlichen Leben.

Am bedeutendsten ist seine politisch-soziale Satire. Hier ist sein Zorn am größten, daher auch seine Satire am schärfsten und sein Witz am sprühendsten. Vieles, das in den „Versuchen in Reden mit Gott" behandelt war, ist hier wiederholt. Das ganze Bild der Gewaltherrschaft der damaligen Despoten entrollt sich hier wieder vor unseren Augen.

Da zeigt er uns zuerst diese Despoten in ihrem Übermut und in ihrer Grausamkeit, indem er an die Erzählung von Xerxes, wie er das Meer peitscht, die beißende Bemerkung knüpft:

Ich lobte mir der Länder Glück,
Hätt' jeder ihrer Chans den königlichen Tik,
Sonst nichts, als das Wasser, zu peitschen. (S. 101.)

Eine sarkastische Abschätzung des Fürstenlebens ist der Inhalt folgender Erzählung (Haugs und Weißers epigrammat. Anthologie 3, 279): ein weiser Arzt, der Trost zahlloser Kranken, rettet auch einem Fürsten das Leben. Die Belohnung dafür sind zwei ärmliche Dukaten und ein Gnadenblick. Die Fürstenknauserei wird zur Tagesmäre. Nur ein Spötter ist andern Sinns und urteilt: seiner Meinung nach habe der Fürst gerechten Lohn gegeben, er kenne ja wohl den Wert seines Lebens.

Aber Huber begnügt sich nicht mit diesen allgemein gehaltenen Ausfällen. Er packt den Despotismus von ganz bestimmten Seiten. Wie in der Gedichtsammlung von 1775 sind auch hier die Beziehungen auf die württembergischen Verhältnisse deutlich zu erkennen, mag auch vieles verallgemeinert oder in zu grelle Beleuchtung gesetzt sein. Dies zeigt sich gleich im folgenden Epigramm, wohl dem schärfsten der ganzen Sammlung überhaupt:

Der arme Dara trat vor Sultan Soleymann,
Und wütend redet er ihn an:
Unglaubiger! Tyrann!
Du raubtest mir mein Gold und meine Kinder und mein Mahl
Und ließest mir nichts übrig, als dies Leben voller Qual,
Jetzt Bluthund nimm auch dies und würge mich!
Der Sultan lacht ihn grimmig an:
Ist das mein Amt, vom Elend zu erlösen?
Geh' Sklav', und leb' und fühle dich! (S. 47.)

Die schändlichsten Verbrechen des Despotismus des 18. Jahrhunderts sind hier beisammen.

Einmal die rücksichtslose Aussaugung des Landes; dazu gehören nicht bloß die drückenden Steuerlasten, sondern auch

der ungeheure Wildschaden und der rücksichtslose Jagdbetrieb, denn was das aufs sorgsamste gehegte Wild nicht fraß, zerstampfte der Huf des herzoglichen Jagdrosses, und so blieb der ohnedies ausgesagten Bevölkerung oft kaum das Allernotwendigste zum Leben.

Das zweite der hier sich spiegelnden Verbrechen ist der Eingriff in die heiligsten Rechte und Familienbeziehungen von seiten des Fürsten,[1]) der im Taumel der Begehrlichkeit und der despotischen Allmachtsgelüste sich nicht scheute, Töchter ehrsamer, ja selbst der angesehensten Familien für sich als Mätressen in Anspruch zu nehmen. Weigerten sich die Ihrigen, so wurden sie mit der größten Ungnade bestraft.

Endlich der schnöde Soldatenhandel. Um ihre immer leeren Kassen zu füllen, nahmen die Fürsten des 18. Jahrhunderts keinen Anstand, Landeskinder in fremde Dienste zu verkaufen. Herzog Karl hatte schon 1771 der Ostindischen Kompagnie Truppen angeboten, aber der Handel zerschlug sich. Schon damals hatte Gemmingen in einem scharfen Epigramme diesen, wenn auch nicht zustande gekommenen, so doch beabsichtigten Bluthandel gebrandmarkt.[2]) Die Absicht des Herzogs mochte auch Huber genügen, diesen Mißbrauch fürstlicher Allgewalt an den Pranger zu stellen. Tatsächlich hat Herzog Karl später, im Jahr 1786, den Holländern Truppen nach dem Kap überlassen.

Erst aus diesen geschichtlichen Belegen tritt uns der ganze Jammer entgegen, den der Dichter in die oben zitierten wenigen Worte zu fassen und durch den Kontrast mit der geradezu vorsätzlichen Bosheit des Tyrannen dem Leser aufs erschütterndste vor Augen zu führen verstanden hat.

Ganz deutlich auf Herzog Karl zielt eine andere Erzählung, in der ein Fuchs den Löwen, der ein großes Festin geben will, diesen bittet, Ihre Majestät möge aber dann so

---

[1]) Daß besonders der württembergische Herzog wegen dieser Verbrechen berüchtigt war, darüber siehe u. S. 155 ff.

[2]) Siehe u. S. 89/90.

gnädig sein, sich über das Fest in ihre Höhle zu begeben. (S. 81.) — Gerade die Feste, zu denen auch das Volk oder bei vornehmeren Gelegenheiten doch wenigstens die höhere Beamtenschaft geladen war, waren dem Herzog eine willkommene Gelegenheit gewesen, sich die Opfer seiner ungezügelten Sinneslust auszuwählen. Eine Festlichkeit von 1769 schloß z. B. mit einem solchen Skandal. Der Herzog ließ hier die 16jährige Tochter eines seiner getreuesten Geheimräte trotz des Protestierens und Lamentierens der Mutter vom Hofball weg in sein Kabinett verschwinden und machte sie zur erklärten Mätresse. (H. C. S. 268.)

Anspielungen auf die Mätressenwirtschaft finden sich auch an andern Stellen (S. 61). Dazu empört sich das bürgerliche Bewußtsein des Dichters gegen die Vergiftung der bürgerlichen Moral (S. 42) durch das vom Hof gegebene Beispiel. Speiste doch der Herzog öffentlich mit seinen Mätressen und ging doch die Zerrüttung aller Ehr- und Sittenbegriffe so weit, daß Familien, um sich die Gunst des Herzogs zu sichern, ihre Töchter ihm freiwillig anboten.

Die schmähliche Behandlung der alten gedienten Soldaten fehlt auch hier nicht. An „Minna von Barnhelm" anknüpfend, fragt Huber: „wo unterm Mond hat Lessing das gesehen, daß je ein arm- oder beinloser Soldat ein anderes Glück gewonnen hat als einen Tritt — und weiten Raum zum Bettelgehen". (S. 23.) Wir wissen,[1]) daß man auch im damaligen Württemberg kein Bedenken nahm, alte abgediente Soldaten einfach zu entlassen, die dann dadurch, daß sie auf Bettel angewiesen waren, zu allen Plagen hin für das Land nur eine neue bildeten.

Auch hier kehrt der Vorwurf des Bruchs des Fürstenworts wieder. Ein Kaufmann kommt zu Ali Chan, seinem Herrn, um ihn an die versprochene Zahlung der Schuld zu mahnen und ihn an sein Fürstenwort zu erinnern:

---

[1]) Vrgl. Schillers Heimatjahre, Bd. I Kap. 5.

Mein Wort? sprach Ali: siehst du mich für einen Kaufmann an?
O nein! rief der gehöhnte Handelsmann,
Nein, Ali! sicherlich bist du kein Kaufmann,
Aber auch kein Fürst! (S. 103 f.)

Ob Huber hier einen speziellen Fall vor Augen hatte, wird kaum zu ermitteln sein. Daß aber Herzog Karl das gegebene Fürstenwort, an das er sich bei Versprechungen anderer Art nicht kehrte (s. o. S. 42), auch in finanzieller Beziehung nicht bindend hielt, ist an und für sich wahrscheinlich, und es wird noch wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß er auch sonst in finanzieller Beziehung eine einen Fürsten wenig ehrende Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hat. Er ließ z. B. nicht nur seine eigenen, sondern auch kaiserliche Beamte unablässig auf ihr Geld warten; der venezianische Botschafter war gezwungen, unablässig an den rückständigen Hauszins für den Palast in Venedig zu mahnen; selbst der Reichshofratsagent, der in Wien den Prozeß des Herzogs geführt hatte, wird nicht bezahlt, so daß die Erben die Akten nicht ausliefern (H. C. 284). Geht dieses Epigramm wirklich auf Herzog Karl, so ist es seiner Kühnheit wegen wohl wert, beachtet zu werden.

Wie der Fürst selbst ist seine Umgebung dem Dichter der Gegenstand rücksichtslosester Satire. Manches mag er in dieser Beziehung seinem Freund Gemmingen verdanken, der selbst Gelegenheit hatte, diese Schar von Adelssöhnen, diese Nichtstuer und Speichellecker am Hofe kennen zu lernen. Unbarmherzig geißelt Huber den Kreis dieser hündischen Kriecher, denen Mannesstolz und Wahrheitssinn unbekannte Namen geworden sind (S. 50, 75), deren ansteckendem Gift jeder, der in ihre Mitte tritt, zum Opfer fällt (S. 67), des weiteren die Hohlheit dieser Begünstigten am Hofe und ihren Hochmut; mit beißendem Spott vergleicht er sie aber auch mit dem treuen Hunde, der unschuldigerweise von seinem Herrn erschlagen wird (S. 109). Rieger ist hier immer wieder das trefflichste Beispiel. Es gab keinen treueren Diener, wenn es galt, die Kriegskassen des Herzogs durch Zwangs-

anleihen bei den Beamten zu füllen, oder wenn es galt, die Bauernburschen aus den Betten oder von der Kirche weg zu den Fahnen zu schleppen — eine Intrige des noch gewissenloseren Montmartin genügte, um ihn zu Fall zu bringen.

Mit den schurkischen Ministern und mit den in der Ausheckung immer neuer Steuerpläne raffinierten Finanzkünstlern hält der Dichter noch in besonderen Epigrammen Abrechnung.

Den Ministern gilt die Erzählung von dem Wesir, der zu Pluto kommt und von diesem zum Mitregieren aufgefordert wird, aber ablehnt:

Denn hier ist, wie ich sehe, nichts zu plündern, nichts zu strangulieren. (S. 155.)

Gegen die Finanzkünstler richtet sich das Epigramm:

Nicht an Erfindung; an Grausamkeit sind sie Perillen,
Doch immerhin wert, aus dem Ochsen zu brüllen.[1])

Das Bild der politischen Zustände wäre nicht vollständig, wenn der Dichter nicht auch in die korrumpierte Beamtenschaft hineinleuchten und auch hier das Faule und Verdorbene ans Licht setzen würde. Er entlarvt dem Volk seine Beamten, die hinter hochklingenden Phrasen ihre wahre Absicht verbergen: Nichts, ruft Huber dem Volke zu, wollen sie auf aller Welt, als, arme Narren, euer Geld (S. 127). Aber was blieb den Beamten, die nur durch hohe Summen zu Amt und Würden gekommen waren, die überdies oft gar nicht bezahlt oder durch immer neue Zwangsanleihen von seiten des Herzogs geplagt waren, anders übrig, als sich durch Erpressung des Volks ihrerseits wieder schadlos zu halten?

[1]) Zugrunde liegt die bekannte Geschichte von dem Künstler Perillus zu Athen, der für den Tyrannen Phalaris zu Agrigent einen ehernen Stier mit hohlem Leib verfertigte, in welchen Verbrecher gesteckt und durch unterlegtes Feuer gebraten werden sollten. Der Künstler wird von dem Tyrannen genötigt, zur Probe selbst in den Stier zu kriechen und kommt so ums Leben.

Die Ausbeutung des Volks von seiten seiner Beamten war nur die eine Folge des elenden Dienstbandels, eine andere war die Unbrauchbarkeit eines ganz beträchtlichen Teils des Beamtenpersonals. In den von Wittleder und Genossen errichteten Buden konnte ja jeder um Geld zu den angesehensten Ämtern und Würden kommen. Der Hohlköpfigkeit dieser Beamten gibt Huber einen derben Hieb, indem er einem würdigen, aber hintangesetzten Kandidaten den Trost gibt:

Duns hat ja nur das Amt:
Du hast Verstand dazu. (S. 74.)

Spielten sich schon die Beamten wie kleine Despoten auf, so noch mehr der Landadel. Auch ihn hat Huber mit seiner Satire nicht verschont (S. 105). Nicht ohne Witz stellt er die Lächerlichkeit dieser Edelleute dar, wie sie mit ihrer Handvoll Bauern gleich Großsultanen sich gebärden und wie sie es namentlich so meisterhaft verstehen, Gesetze zu erfinden und sie wie Mäusefallen zu richten, ohne sich selbst je an Ordnung oder Satzung zu binden (S. 85 ff.). Huber gibt übrigens deutlich zu erkennen, daß er mit der Geißel der Satire, die er über den kleinen Despoten schwingt, auch die großen treffen will. Auch Hubers Freund Gemmingen redet in einem Brief an Haller davon (Brief Nr. 45 vom 24. Dezember 1773), daß in despotischen Ländern gewisse Gesetze durch häufige Dispensationen und Exzeptionen durchbrochen würden und am Ende auf eine Beutelschneiderei hinauslaufen.

Mit dieser Gedichtsammlung ist Hubers poetische Tätigkeit im wesentlichen abgeschlossen. Zu erwähnen ist nur noch, daß er zu Stäudlins Musenalmanach einige Gedichte beigesteuert hat. Huber war von Anfang an zur Mitwirkung an dem von Duttenhofer angeregten, von Stäudlin in Angriff genommenen Schwäbischen Musenalmanach eingeladen worden,[1]) aber erst für die Almanache auf 1784 und auf

[1]) Vrgl. Analekten zur Geschichte des Grafen Reinhard von Wilh. Lang, Württ. Vjh. XVII, Jahrgang 1908 Heft I S. 23.

1785 stellte er sich mit Gedichten ein, die übrigens von seiner politisch-sozialen Opposition nichts an sich haben, sondern lediglich zwei Gelegenheitsgedichte sind (das eine von 1784 [S. 135] an die Frau Kammerherrin von der Recke in Mitau gerichtet, das andere an den Hofmedikus Hopfengärtner — 1785 S. 56). Ob indessen Huber diesem Kreis als dichterisches Vorbild gedient hat, ist nicht sicher. Die Dichter dieses Kreises waren in einer ganz anderen Zeit groß geworden. Das politische Interesse an den Kämpfen zwischen Herzog und Landschaft war stark in den Hintergrund getreten, dafür warf man sich jetzt auch in Württemberg mit ganzem Interesse auf die von außen siegreich eindringende Literatur. Die Führer dieser Dichter waren Hagedorn, Klopstock und Gökingk. Nur einer ist Huber wenigstens persönlich nähergetreten, das Haupt dieser Dichter: Stäudlin. In Wallbergs Briefen an seinen Freund (1783 S. 64, 67) hat Stäudlin dem alten Patrioten ein ehrendes Denkmal gesetzt. Er rühmt hier nicht bloß seine ungetrübte Heiterkeit, seinen lebhaften Witz und seine Bescheidenheit, sondern vor allem auch seinen Patriotismus: „Was ich vorzüglich an ihm bewundere, ist sein Patriotismus, sein heißer Eifer für die Rechte der Menschheit. Schon der Gedanke an Menschenunterdrückung setzt seine ganze Seele in Flammen. Letzthin, als er von Lavater sprach, sagte er: ‚Das was mir an Lavater am besten und besser als alle Aussichten und Physiognomien gefällt, ist, daß er's als Jüngling wagte und ausführte, den tyrannischen Landvogt zu stürzen.'" (Vrgl. oben S. 15.)

Ein kurzer Überblick über Hubers dichterischen Entwicklungsgang ist nicht uninteressant. Er beginnt mit der Nachahmung von Hallers Gedankendichtung und Hagedorns anmutigen Liedern, aber schon in der ersten Sammlung zeigen sich bei ihm sehr bemerkenswerte Ansätze einer politischen Dichtung, die allerdings auf Haller hinweisen, die aber ohne die besonderen politischen Verhältnisse Württembergs nicht erklärbar wären. Persönliche Schicksale und die

Geschicke seines Landes drängen ihn vollständig in diese politische Richtung, die für seine ganze spätere Dichtung charakteristisch geblieben ist.

Daß auf die „Reden mit Gott" wahrscheinlich Wielands Goldener Spiegel, sicher aber Hallers Usong gewirkt hat, ist schon oben dargelegt worden. In den „Reden mit Gott" sind schon fast alle Oppositionsgedanken enthalten, über die er in den vermischten Gedichten von 1783 kaum hinausgekommen ist. Weitere literarische Einflüsse als die bei der Sammlung von 1775 festgestellten kommen also wohl kaum in Betracht.

Ums Jahr 1770 beginnt auch sonst in die deutsche Literatur die Opposition gegen die Fürstenhöfe einzudringen. Auf dem Gebiete des Dramas sind in dieser Hinsicht Goethes Goetz und Lessings Emilia Galotti bahnbrechend gewesen, in der epigrammatischen Dichtung waren die Göttinger, in erster Linie ihr poetisches Vorbild, Klopstock, tonangebend.

Es wäre leicht nachzuweisen, wie Klopstocks überschwengliche, oft nur gekränkter Eitelkeit entsprungene Polemik gegen die deutschen Fürsten nicht das mindeste zu tun hat mit der aus den eigensten Erfahrungen des Patrioten herausgewachsenen Poesie Hubers. Ebenso ist leicht zu zeigen, wie auch die Polemik der Göttinger nach Inhalt und Form der Hubers ziemlich fernsteht. Diese Göttinger sind teilweise noch überschwenglicher als Klopstock. Je weniger diese Jünglinge ihrer Lebensstellung und ihren Schicksalen nach Grund hatten, gegen den Despotismus zu donnern, je weniger sie bestimmte Ziele vor Augen hatten, um so unbändiger äußerten sie ihren Tyrannenhaß, wie dies z. B. bei den beiden Grafen Stolberg der Fall war. Anders ist es freilich bei Voß, Bürger und Claudius. Ihre Opposition ist bestimmter. Aber auch sie darf man als politische Dichter nicht in die gleiche Linie stellen mit Huber. Einmal behandeln sie teilweise ganz andere Themen, so Voß hauptsächlich die unwürdige Leibeigenschaft und das übermütige Landjunkertum, beides Fragen, die für die württembergischen Dichter kaum

in Betracht kamen. Zum andern beschränkt sich ihre Opposition auf einige wenige Gemeinplätze; neben der Leibeigenschaft und dem Landjunkertum galt ihre Polemik vor allem dem Wildschaden („Der wilde Jäger" von Bürger) und der Verachtung der bürgerlichen Moral durch die höheren Stände („Die Pfarrerstochter von Taubenheim" von ebendemselben). Eine so ausgedehnte Opposition wie die Hubers, der uns das ganze Bild des Despotismus des 18. Jahrhunderts vor Augen führt, ist bei keinem dieser Dichter, auch wohl kaum bei irgendeinem andern nichtwürttembergischen Dichter jener Zeit zu finden.

Es ist also nicht möglich, einen direkten Einfluß der Göttinger auf Huber nachzuweisen, und daß das Drama der Stürmer und Dränger für unseren württembergischen Dichter irgendwie vorbildlich gewesen wäre, ist schon an und für sich unwahrscheinlich.[1]) Andererseits müssen wir aber doch erwägen, daß Huber auch noch zu einer Zeit, da Herzog Karls Regiment längst einen milderen Charakter angenommen hatte, in seiner Opposition beharrt, daß überdies seine Satire oft recht allgemein gehalten ist. Wir werden uns dies kaum anders erklären können, als durch die Annahme, daß die politische Oppositionsliteratur der 70er Jahre doch nicht ohne Einfluß auf Huber gewesen ist. Wie ist dies auch anders denkbar? Fanden doch die Stürmer und Dränger in politischer Hinsicht in Schubart, dem populärsten Journalisten Süddeutschlands, einen ihrer bedeutendsten Vertreter, und war doch dieser zugleich auch ein glühender Verehrer Klopstocks. So schroff Huber in mancher Beziehung dem kraftgenialischen Schubart gegenüberstehen mochte, der Protest Schubarts gegen den Despotismus jener Zeit mußte auch in seinem Herzen einen Widerhall finden.

Haller und Wieland sind oben als die wesentlichsten Vorbilder Hubers genannt worden. Ebenso mächtig wie diese beiden Aufklärungsschriftsteller hat aber Friedrich der

[1]) Bezüglich Emilia Galottis, s. u. S. 155.

Große auf unsern Dichter gewirkt. Mußte sich auch Huber von Friedrich II. als dem Eroberer abwenden,[1]) so hat er ihn doch als den Beglücker seines Volks, als den Bahnbrecher neuer Regierungsgrundsätze von Anfang an begeistert begrüßt und ist ihm in dieser Verehrung sein ganzes Leben lang treu geblieben. Seine Selbstbiographie ist ein beredtes Zeugnis dafür, von welch zündender Wirkung namentlich Friedrichs Antimachiavell auf ihn gewesen ist (S. 75, S. 149) und schon in seiner Gedichtsammlung von 1751 hat er seine segensreiche reformatorische Tätigkeit mit Begeisterung anerkannt.

Das Juvenalische Wort, daß die Entrüstung den Poeten mache, gilt von Hubers ganzer Poesie. Es ist nicht der künstlerische Trieb, der ihm die Feder in die Hand drückt, sondern vor allem der Drang, gegen menschliche Schäden und Schwächen, speziell aber gegen die Erbärmlichkeit der politisch-sozialen Verhältnisse des damaligen Württemberg anzukämpfen und andererseits Bürgerstolz und Bürgertugend unter seinen Landsleuten anzufachen. Diese Auffassung von der Poesie erscheint uns heutzutage als überwundener Standpunkt. Aber jede Persönlichkeit ist historisch bedingt und kann beanspruchen, mit dem Maßstab ihrer Zeit gemessen zu werden. Die Dichter, bei denen Huber in die Schule ging, vor allem die Schweizer, haben selbst in der Poesie dem moralischen Zweck alle andern untergeordnet. Und wer will es Huber verargen, daß er eine junge Generation nicht verstehen konnte, die nicht der Vernunft, sondern der Phantasie die Herrschaft einräumte, die an Stelle allgemein gültiger Regeln die Gesetzlosigkeit zum obersten Prinzip der Dichtung erhob und das Recht eigenartiger Subjektivität als Evangelium ausgab. Im Jahre 1783 erschien Schillers „Kabale und Liebe", im selben Jahr, in dem auch Huber der Mitwelt das Bild des despotischen Regiments Herzog Karls entrollte. So unvergleichlich hoch die Dichtung

[1]) Vrgl. darüber noch u. S. 113.

des jungen Schiller in dichterischer Wirkung über der Hubers steht, so stehen doch hinter diesen Dichtungen Persönlichkeiten, die sich, bei aller Verschiedenheit, ähnlicher waren, als sie selbst ahnten. Aber auch diesem jungen Kraftgenie hat Huber seine Begeisterung verweigert. Vor allem Hubers ganz verschiedene Auffassung vom Wesen der Poesie hat ihn verhindert, dieses junge aufstrebende Genie verstehen und würdigen zu lernen. Wie auch manche andere Zeitgenossen die Räuber als sittenverderbend zurückwiesen,[1]) so erblickt Huber in diesem Stück nichts anderes als eine „polizeiwidrige Anreizung zu kriminalistischen Ausschreitungen".[2]) Er berichtet in seinem Lebenslauf, er sei in der Nähe von Stuttgart im Herbst 1789 bei einem Spaziergang von zwei Stuttgarter Bürgerssöhnen angefallen worden, die ihm seine Uhr entreißen wollten (S. 156) und macht dazu die Bemerkung: „es scheint ein Versuch aus Schillers Räubern gewesen zu sein. Einer der Täter war der Sohn eines Bedienten von unserer Komödie. Und man sagt, daß jenes Drama in Leipzig die nämliche Wirkung bei jungen Leuten hervorgebracht habe." Man sollte denken, Kabale und Liebe hätte den Dichter so begeistern sollen, daß er darüber alle die Unterschiede, die ihn von dem jugendlichen Schiller trennten, vergessen hätte; wenn er aber so lange nach dem Erscheinen von Kabale und Liebe über die Räuber, in denen doch schon deutlich die Entrüstung des Dichters über die erbärmlichen politischen und sozialen Zustände seiner Zeit zum Ausdruck kommt, noch so bitter spottet, so beweist das, daß er Schiller noch nicht zu verstehen gelernt hat. Noch zu einer Zeit, da ganz Deutschland schon dem jungen württembergischen Dichter zujubelte, hat ihm also Huber hartnäckig seine Bewunderung versagt.

Huber hat, wie Moser, das ihm vom Herzog zugefügte Unrecht hochherzig vergessen und vergeben. Das Bild des

[1]) Vrgl. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker I, 238 f.

[2]) Trost.

alternden Herzogs, der am Ende seiner Tage manche der Verirrungen seines Lebens erkannt und bereut hat, hat auch ihn überwältigt und ihm allen Groll aus dem Herzen genommen. Auch der Herzog seinerseits hat sich mit ihm schließlich vollständig versöhnt. Er hatte sich lange genug unversöhnlich gezeigt, er hatte sogar den Freiherrn von Gemmingen zu veranlassen gesucht, Huber die Freundschaft zu kündigen, ein Ansinnen, das Gemmingen aufs entschiedenste zurückwies. Aber in seinen letzten Jahren hatte der Herzog Gemmingen gegenüber verschiedenemal von dem Wunsch gesprochen, sich mit Huber auszusöhnen. Als Zeichen dafür hatte er sogar Huber Dienste in der Kanzlei angetragen. Allein Huber lehnte ab, da er seinen Herrn „nicht mit einem alten Diener betrügen wollte". Als der Herzog am Sterben lag, wurde Huber sogar der Ehre gewürdigt, von Franziska, wohl mit Vorwissen des Herzogs, nach Hohenheim berufen zu werden, und mit dem Auftrag betraut, wenn der Herzog sterben sollte, der Angelegenheiten der Herzogin sich anzunehmen. Indessen blieb es bei der Aufsetzung eines Notifikationsschreibens an Ludwig nach Karls Tode.

Es ist rührend zu sehen, wie auch in dem Nekrolog, den Huber Herzog Karl widmet, die Liebenswürdigkeit des trefflichen Mannes so glänzend hervorleuchtet: „Ruhe du nun in Frieden, du sonderbarer, von vielen Untertanen betrauerter Fürst! Auch ich weihe dir hier meine aufrichtigen Tränen; denn du hast mich viel Weisheit des Lebens und Standhaftigkeit im Unglück gelehrt."

Huber hat Herzog Karl um 7 Jahre überlebt. Er starb am 13. September 1800. Mit ihm ist nicht nur der Eröffner der neuzeitlichen Literatur Württembergs, sondern zugleich auch einer der ehrenwertesten Männer der württembergischen Geschichte zu Grabe gegangen.

Gemmingen.

Als Begründer der neuzeitlichen Dichtung in Württemberg ist neben Huber sein Freund Gemmingen zu nennen.

Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen,[1]) Herr zu Bürg und Presteneck, gehörte einem sehr alten Geschlechte an, welches, an der Grenze Württembergs und der Pfalz zu Hause, keine unbedeutende Rolle in der Geschichte dieser beiden Länder gespielt hat. Er war als Sohn des Eberhard v. Gemmingen (1674—1741), Oberhofmeisters der Herzogin Johanna Elisabeth von Württemberg, am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren. Er erhielt von seinem Hauslehrer Johann Friedrich Volz, der 1748 als Prälat des Klosters Herbrechtingen gestorben ist, eine sehr sorgfältige Erziehung, hauptsächlich in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache. Schon mit 15 Jahren bezog er als Studierender der Rechtswissenschaft die Universität Tübingen. Die innige Freundschaft, die er hier mit Huber, dem Pfarrerssohn, schloß, zeigt, daß er von früh auf frei von jedem Standesvorurteil war. Zur Vollendung seiner Studien, die sich von Anfang an auch auf Philosophie und schöne Wissenschaften richteten, ging er nach einem ungefähr fünfjährigen Studium zu Tübingen auf ein Jahr an die damals aufblühende Georgia-Augusta zu Göttingen. Dieser Aufenthalt wurde namentlich für seine dichterische Tätigkeit von der größten Bedeutung. Er lernte hier Haller kennen, der sofort mit dem jungen Studenten in die freundlichsten Beziehungen trat und ihm bei seinen ersten dichterischen Versuchen beratend und aufmunternd zur Seite stand. Wenn uns G. gleich in seinen ersten Gedichtsammlungen als politischer Dichter vor Augen tritt, so ist dies vor allem auf die Anregungen zurückzuführen, die Haller nicht sowohl durch seine Schriften, als durch seinen persönlichen Verkehr

[1]) Vrgl. Gemmingens Leben in dem „Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen," herausgegeben von Hermann Fischer. (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 219.)

dem jungen Württemberger geben konnte. Haller hatte ja selbst während seines Tübinger Aufenthalts (1724) zur Zeit Eberhard Ludwigs den Despotismus in Württemberg in seiner krassesten Form kennen gelernt und damals seinem Hasse gegen Tyrannei in einer beißenden Satire Ausdruck gegeben. Wenn er auch diese Satire nie veröffentlicht und sie vielleicht auch dem jungen Dichter vorenthalten hat, so bot sich Haller doch wohl in der Regierung eines Eberhard Ludwig und einer Grävenitz das nächstliegende Beispiel, um dem jungen Freunde die Berechtigung des in den „Alpen" gepredigten Fürstenhasses darzutun. Der mächtige Einfluß, den auf G. der persönliche Verkehr mit Haller übte, wurde noch dadurch gesteigert, daß sich G. in Göttingen einer Vereinigung von jungen Männern anschloß, für welche die Bewunderung Hallers das einigende Band bildete. In diesem Kreise, der sich die Deutsche Gesellschaft nannte, schloß G. auch Freundschaft mit dem Dichter Zachariae, die übrigens für G.s dichterische Entwicklung von keiner Bedeutung gewesen zu sein scheint und auch nicht lange gedauert hat.

Daß G. schon in dieser Umgebung durch seine Begabung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, beweist der Umstand, daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, den König Georg II., der 1748 zu Besuch nach Göttingen kam, durch eine Ansprache im Hörsaal der Juristenfakultät zu begrüßen. G.s Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen, leider war aber der König beim Vortrag derselben noch gar nicht in Göttingen eingetroffen. Doch durfte G. nachträglich dem König die Rede im Druck überreichen. Bei derselben Gelegenheit gab der junge Dichter andererseits auch einen Beweis seines Unabhängigkeitsgefühls. Er lehnte es nämlich entschieden ab, an der großen Doktorpromotion teilzunehmen, die man aus Anlaß des königlichen Besuchs rasch in Szene gesetzt hatte und bei der man namentlich mehrere damals in Göttingen studierende Herrn vom Adel vorführen wollte.

Kurze Zeit darauf finden wir G. noch ganz jung schon in einer sehr angesehenen Stellung in der Heimat. Noch

1748 wurde er Wirklicher Geheimrat bei der württembergischen Regierung. Trotz dieser für sein Alter glänzenden Stellung scheint er sich nur ungern in dieses Amt gefunden zu haben. Sein unabhängiger, vorurteilsloser Sinn mußte sich von Anfang an im Gegensatz fühlen mit dem damals an den Fürstenhöfen herrschenden Geist, um so mehr, als sich die Reichsritterschaft überhaupt in einer feindseligen Haltung gegen das Fürstentum gefiel. G.s ersten Gedichte zeigen dies deutlich, und sie sind eben deshalb interessant, weil sie die Eindrücke des Dichters und Staatsmanns von Hof und Gesellschaft widerspiegeln. Daß bei der starken Abhängigkeit von fremden Mustern, von Haller und den Alten, diese persönlichen Erlebnisse in den Gedichten noch nicht recht zur Geltung kommen, ist kaum anders zu erwarten. Aber es hieße den persönlichen Einschlag übersehen, wollte man G. deshalb mit den vielen andern Nachahmern, die Haller gefunden hat, zusammenwerfen.

Die erste Sammlung von Gedichten, die aus G.s Feder in die Öffentlichkeit hinauskam, erschien 1750,[1]) ist uns aber nicht erhalten. Erst die zweite Sammlung liegt uns vor. Sie wurde — nach G.s Behauptung ohne sein Wissen (Brief S. 4 an Haller) — von Bodmer herausgegeben. Der Titel „Poetische Blicke ins Landleben" ist nicht geschickt gewählt und gibt ein wenig entsprechendes Bild vom Inhalt. Es sind nur sechs Gedichte, drei davon Schilderungen des Landlebens, die drei andern führen die Überschriften: „Der Name bei der Nachwelt"; „Streit zwischen Ehrsucht und Ruhe"; „Der menschenfreundliche Staatsmann". So klein aber die Auswahl ist, so tritt doch schon deutlich die Gesinnung und der Gedankenkreis des Mannes zutage.

Gleich in diesen Gedichten zeigt sich uns der Dichter in seiner ganzen Anspruchslosigkeit. Obwohl zu Rang und Ehren berufen, sehnt er sich doch nicht nach den stolzen Höhen irdischer Herrlichkeit, wo man so leicht sein eigenes

[1]) Der Titel lautet: Lieder, Oden und Erzählungen in zwei Büchern. Frankfurt a. M. 1750 (ohne Namen).

Selbst verliert, sondern gibt sich zufrieden mit den stillen Freuden trauter Freundschaft und eines sorglosen Lebens in der Natur. So klingt deutlich in der Schilderung der Abgestorbenheit der Winterlandschaft (S. 11 f.) die Sehnsucht nach seinem Freunde durch, und so beneidet er in der Schilderung des trauten Tälchens der Nagold seinen Freund Huber um sein stilles Glück (S. 21 ff.). Diese Gedanken erinnern an Horaz, aber sie sind wohl nicht minder der Ausfluß eigener Erfahrungen. Je mehr G. Gelegenheit hatte, den Schmutz und die Sklaverei am Hofe kennen zu lernen, desto mächtiger mußte in ihm diese Sehnsucht nach der Freiheit und Unschuld der Natur sich regen und poetischen Ausdruck verlangen. Kein Wunder also, daß die Liebe zur Natur und der Abscheu vor dem Hofleben ein unerschöpfliches Thema ist, das nicht nur in diesen, sondern auch in späteren Gedichten immer wiederkehrt. — Schon das erste Gedicht der Sammlung handelt davon. Es ist zweifellos angeregt von Bodmers Aufsatz: „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" (1743). G. besingt hier (S. 5 ff.) die Reize seiner Heimat, besonders den Hohenstaufen, dessen öde Höhe trauernd ins Land hinaus schaut. An dieses Bild knüpfen sich Gedanken, denen er später deutlicheren Ausdruck verliehen hat; diese Trümmer sind ihm Zeichen der Vergänglichkeit auch der Großen dieser Welt und ihrer stolzen Monumente, „Bilder des wechselnden Schicksals der Menschen in Staub und Paläsen". Beim Anblick des öden Bergs erwacht in ihm aber auch die Sehnsucht nach der herrlichen Zeit der Minnesänger, und der Schmerz darüber, daß diese Dichtkunst „der fürstlichen Sänger und Freien" mit unter den Trümmern der zusammenstürzenden Macht der Hohenstaufen begraben wurde. Doch von dem düstern Anblick dieser denkwürdigen Stätte wendet er sich weg zu den lieblicheren Bildern seines von der Natur so reich gesegneten Landes, um an der Brust der Natur Stärkung zu finden gegen das „giftige Beispiel des schlüpfrigen Hofes".

Aber stärker als der Abscheu über das Treiben des Hofs und die Lockungen des ruhigen Landlebens, mächtiger selbst als der Drang, der Muse zu leben und sich als Dichter einen unsterblichen Namen zu schaffen (S. 13), lebt in ihm das Bewußtsein der Pflicht gegen das Vaterland:

> Hier heischt das Wohl der väterlichen Erde,
> Vermischt mit Staub von patriot'schen Ahnen
> Der Enkel Schweiß, die hingeliehenen Jahre
> Würdiger Bürger. (S. 14 f.)

Auch tröstet ihn der Gedanke, daß er den Kampf gegen diese Welt voll Trug und Heuchelei, in die er hineingestellt ist, nicht ohne Bundesgenossen zu kämpfen hat. Folgt doch die Tugend ihrem Geliebten getreu auch bis in den Lärm des Hofs und das Labyrinth der Städte (S. 18). Der Freund der Tugend entwaffnet die Toren, vor seinem Blick flieht furchtsam die Prozeßsucht, und die Armen stehen und segnen den schweren Arm, der auf den feilen Richter furchtbar herabfällt. Unerschüttert wagt sich der Freund der Tugend selbst bis an den Thron der Fürsten:

> Ihn scheut der Fürst, der kein Gesetz sonst scheut,
> Bebt wie ein Sklav' vor seinem stummen Tadel,
> Und eilt vor seiner ernsten Ankunft,
> Böses zu üben. (S. 18.)

Das sind für jene Zeit erfrischende, bewundernswerte Töne. Forderungen, mit denen kurz darauf Fr. H. v. Moser in seinem „Herr und Diener" und in seinen „Reliquien" hervorgetreten ist, erscheinen hier vorweggenommen. Ein ebenso hochherziger Geist spricht z. B. aus einer Stelle in den „Reliquien" (S. 188), in der Moser den Beamten zuruft: „Mein Herr hat's einmal so befohlen", eine nichtswürdige, elende Entschuldigung bei jedem Minister, Rat und Zivilbedienten, der sich dadurch zum Werkzeug einer von ihm selbst als ungerecht oder unanständig erkannten[1]) Handlung

[1]) Im Original fehlt „erkannten", dafür heißt es vorher nicht „unanständig", sondern „unanständigen".

gebrauchen läßt. „Ich kann meinen Herrn nicht anders machen als er ist"; elende Entschuldigung, um die Befolgung eines unbilligen, beleidigenden, ungerechten Auftrags damit zu beschönigen."

Man darf wohl darauf hinweisen, daß gerade in Württemberg den Landschaftsbeamten dem Fürsten gegenüber noch am ehesten die Möglichkeit selbständigen Handelns gegeben war, denn hier hatten diese Beamten einen Rückhalt an der Verfassung, auf die sie andererseits wieder verpflichtet waren. Auch hat es in Württemberg nie an Männern gefehlt, die sich diese Selbständigkeit gewahrt haben. Der ältere Moser stand allen Württembergern als glänzendes Beispiel vor Augen; er hatte schon unter Karl Alexander Beweise seines unbeugsamen Wesens gegeben und führte seit 1751 sein Amt als Landschaftskonsulent mit derselben Unerschrockenheit und Überzeugungstreue.

Der Gedichtsammlung von 1752 folgte bald eine andere, größere, 1753 auch anonym herausgegebene. Sie ließ dann Zachariae zum Verdrusse des Verfassers als sehr vermehrte[1]) und verbesserte Auflage im Jahre 1769 neu drucken. Diese zweite Auflage ist neu angeordnet und in moralische Gedichte, Oden und Lieder, Erzählungen und Briefe über verschiedene Gegenstände[2]) eingeteilt.

Die moralischen Gedichte enthalten meist philosophische Reflexionen im Geist Hallers, die Oden und Lieder sind teil-

---

[1]) Nur wenige neue Stücke sind hinzugekommen; einige politische, anläßlich des böhmischen Feldzugs entstandene (S. 19, 23, 29, 64), überdies wenige andere Gedichte (S. 65, 67, 68, 76). Zitiert ist im folgenden nach der Ausgabe von 1769.

[2]) Die Briefe sind verschiedensten Inhalts: Philosophische Spekulationen (19), Satiren auf Aberglauben, auf die riesenhafte und doch so grundlose Einbildung des Adels; andere sind literarischen Charakters, darunter eine Wiedergabe und Übersetzung des Ludwigliedes, eine Abhandlung über Burckhard v. Waldis als Fabeldichter mit einigen Proben, am bekanntesten endlich die Satire auf die erbärmlichen Zustände der Dichtkunst in Schwaben.

weise lehrhafter, teilweise satirischer Natur, die Erzählungen meist satirisch.

Am nächsten steht diese Sammlung der vorhergehenden in den Oden und Liedern. Die Hauptthemen, die hier behandelt werden und variiert wiederkehren, sind die Sehnsucht nach der stillen Zufriedenheit in der Natur, das Verdienst der Tugend und die Sehnsucht nach Doris, alles Themen, die deutlich an Haller erinnern. Aber ganz natürlich verbinden sich fast immer in diesen Gedichten mit den Hauptthemen Ausfälle gegen die Schäden der Zeit, vor allem gegen die Hofgesellschaft. Es gibt kaum irgendwelche Stoffe, bei denen G. nicht Gelegenheit fände, wenn auch nur kurz, eine Invektive irgendwelcher Art einzuflechten; bisweilen — so in den moralischen Gedichten — fällt es ihm nicht leicht, den Übergang zu finden; ist er aber einmal in die ihm vertraute Bahn eingelenkt, läßt er nur um so rückhaltloser seinem Zorn die Zügel schießen.

Den Preis der Natur hatte er schon früher mit der Polemik gegen die Hofwelt verbunden. Dies wiederholt sich in dieser Sammlung. Er sehnt sich hinaus in die Natur, denn:

> Hier schwärmt kein Tor, der sich im Golde
> Vor seinen Brüdern sichtbar macht;
> Kein Schmeichler, der in Midas Solde,
> Der Dummheit selbst zu Ehren lacht. (S. 53.)

Er betritt die „unbereuten Wege ruhiger Tugend"

> Den Schmeichlern gram, die um den Thron der Großen
> Im Staube gehn, und alle Mienen haschen. (S. 39.)

Nach dem Freunde streckt er die Arme aus, da er sich einsam fühlt unter der wollüstigen Hofwelt, die mit ihrem Leichtsinn selbst unter das Tier herabsinkt (S. 17), und um ein Wort von Phyllis Lippen opferte er gerne alle blendenden Ehrentitel (S. 37 f., 63). Auch in den Gedichten mit philosophischen Reflexionen weiß er auf Hof und Tyrannen zu sprechen zu kommen. Wenigstens Ein Beispiel der Art bietet das Gedicht: „Über die Zufriedenheit" (S. 3 ff.).

Es ist eine langatmige Reflexion, in der der Dichter denen entgegentritt, die Natur und Schicksal anklagen und nicht vielmehr in ihrem eigenen, nach Gold, Ehre und sündigen Genüssen lüsternen Herzen die Quelle ihrer Unzufriedenheit suchen; doch der Ruf der Wahrheit entdecke ihnen oft mahnend das Ziel, dem sie zustreben. Diese Gelegenheit benützt er nun, um in einer besonders pathetisch gehaltenen Stelle auch der Tyrannen Gewissen aufzurütteln:

So überzeugend schallt der Wahrheit ew'ge Stimme!
Ihr lauter Donner ruft mit ernstem wildem Grimme,
Tyrannen in die Brust, und jagt mit einem Blick
Der Laster ganze Brut in ihren Schoß zurück.
Auch sie, die keine Macht, und kein Gesetze bindet,
Erschreckt ihr ernster Blick, bestraft sie, und verschwindet. (S. 4.)

Man sieht, daß Hallers politische Gedichte bei G. einen besonders fruchtbaren Boden gefunden haben. Ob wir indessen in diesen Ausfällen irgendwelche Beziehungen auf bestimmte deutsche Fürsten finden dürfen, ist sehr fraglich, noch fraglicher, ob wir sie in irgendwelche Beziehung zu Herzog Karl setzen dürfen. Wir wissen zwar nicht, wie G. in dieser Zeit über den Herzog geurteilt hat, ob er die hohen Erwartungen, welche die Württemberger, darunter auch sein Freund Huber,[1]) an die Person des jungen Fürsten knüpften, geteilt hat; soviel werden wir doch behaupten dürfen, daß zu jener Zeit, da der Herzog die Regierung noch Männern wie Bilfinger und Hardenberg überließ, er auch G. noch nicht den Eindruck eines Despoten machen konnte.[2]) Immerhin mag G. als feiner Menschenkenner von Anfang an gefühlt haben, wie leicht ein Fürst, namentlich unter den

[1]) Vrgl. o. S. 31.

[2]) Adam (H. C. S. 195 ff.) hat ja allerdings nachgewiesen, daß schon in diesen ersten Zeiten der Herzog die Landschaft gelegentlich aufs schnödeste behandelt und besonders die immer wiederkehrenden Klagen über Wildschaden nie berücksichtigt hat. Aber die Württemberger haben der Jugend des Herzogs sicher viel zugut gehalten.

Einflüsterungen kriechender Schmeichler, der Versuchung unterliegt, sich gottähnliche Erhabenheit anzumaßen und das Volk als wertlose Canaille zu verachten. Dem Bedürfnis, den Herzog vor dieser Gefahr zu warnen, mag ein kleines, unbedeutendes Gedicht — das wie die folgenden schon rein satirisch ist — seinen Ursprung verdanken. Er benützt die Erzählung, wonach das Schachspiel von einem gelehrten Schah in Persien erfunden worden sei. Das bestreitet er:

Kein Prinz erfand dies Spiel, da bin ich gut dafür,
Es stellet zu genau ihr eigen Bildnis für:
Denn das weiß kein Monarch, daß, wenn er müßig sitzt,
Der Bauer, den er quält, ihn schützt,
Die Königin beherrscht, bald stürzet, bald erhöhet,
Und daß er vor sich selbst, zu allem ungeschickt,
Den Bund, der königlich die leere Stirne schmückt,
Dem Platz zu danken hat, worauf er schläfrig stehet. (S. 73.)

Wahrscheinlicher wäre die Annahme, daß dieses Gedicht zunächst vor allem als eine Satire auf die württembergische Herzogin gedacht ist. Sie war als sehr stolze, menschenverachtende Dame bekannt und wenigstens aus späteren Urteilen G.s über sie ersehen wir, wie verhaßt sie auch ihm gewesen sein muß. Am 11. September 1773 schreibt er an Haller: „An unserer Herzogin werden Euer Hochwohlgeboren nichts, als eine eitle Frau und eine Komödiantin weiters, gesehen haben; sie hat zu dem, was seit 15 Jahren in diesen Gegenden geschehen ist, das Ihrige redlich beigetragen" (Br. 41 S. 56).[1]) Wir dürfen G. zutrauen, daß er sie von Anfang an durchschaut hat, zumal da sie gleich anfangs deutliche Beweise ihres hochfahrenden Wesens gegeben zu haben scheint. — Aber die Fürstin neben dem Fürsten hereinzubeziehen, lag für G. ohnedies nahe. So ist es unmöglich, auszumachen, ob dieses Gedicht wirklich eine direkte Spitze gegen das württembergische Herzogspaar hat oder ob es nicht vielmehr eine allgemeine Satire sein soll auf den damaligen Absolutismus, der das Volk noch gerade gut genug

[1]) Vrgl. dazu Br. 45 S. 63.

fand, um es als Werkzeug zur Befriedigung fürstlicher Launen zu benützen.

Mochte aber der Dichter von einer Kritik seines Herrschers zu jener Zeit noch absehen, so zeigten doch die politischen Verhältnisse Württembergs um 1750 schreiende Mißstände, die des Dichters Entrüstung herausfordern mußten. Die Nachwehen, welche der Despotismus eines Eberhard Ludwig und eines Karl Alexander im Gefolge hatte, machten sich noch immer bemerkbar. Ein Hauptübel war die hündische Kriecherei und Verdorbenheit des Beamtentums. Dieses bot, wie aus Hubers Selbstbiographie hervorgeht (S. 50 f.), in den ersten Jahren Herzog Karls kaum ein erfreulicheres Bild als in den schlimmen Zeiten eines Jud Süß und Genossen. Verschiedene Gedichte G.s werfen ein Licht auf diesen Krebsschaden, an dem das damalige Württemberg krankte. Das „Testament eines Hofmanns" ist seine eigene letzte Willensverfügung. Mit vielem Humor bringt er alle seine Schätze an den rechten Mann: Hausrat, Ahnenzeughaus und Exzellenzentitel. „Nur der Stuhl im Rate der Archonten, den die Reichsten nicht bestechen konnten, bleibt vermutlich leer" (S. 60).

Eine andere Frucht, die der Absolutismus auch in Württemberg gezeitigt hatte, war der blinde Servilismus des Volks. G will demgegenüber wieder bürgerliches Selbstbewußtsein wecken; er zeigt dem Volk, wie lächerlich es sei, sich vor einem hohlen Fürstendiener zu bücken, dessen Kutscher die Zügel klüger lenke, als er sein armes Land (S. 18).

Ob und wieweit bei diesen Schilderungen des egoistischen Beamtentums und des knechtisch zitternden Volks dem Dichter neben persönlichen Erfahrungen Erinnerungen aus der Zeit eines Karl Alexander vorgeschwebt haben, ist natürlich nicht festzustellen. So ist es nicht ausgeschlossen, daß ihm der Jud Süß und Genossen wenigstens teilweise die Züge zu folgender Satire geliefert haben, die noch drastischer die Verruchtheit der fürstlichen Werkzeuge jener Zeit zur Anschauung bringt:

. . . . . .

Nah an dem Thron des Fürsten stand Thrax, und Hermann und Philo
Sklaven des Undanks; bereit den staubichten Boden zu küssen,
Der sie itzt trug, wenn Hoffnung zu Lastern, wenn wartender Reichtum
Über ihn schlich. Die Zügel des öden anarchischen Landes
Glitten aus ihren unheiligen Händen, wenn Silber sie füllte.
Hoch auf dem Schauplatz erhob sich ihr Stuhl, die feile Schikane
Füllte den Richtplatz, Verdienst stand fern, und sterbende Tugend
Steuerte mühsam gegen den Schiffbruch. (S. 46.)

Ein solch edles Kleeblatt waren die Genossen des Juden Süß, Mez, Bühler und Hallwachs, die mit in des Juden Prozeß verwickelt waren und mit diesem lange in der Erinnerung des württembergischen Volks fortgelebt haben, wie sie auch die Zielscheibe mehrerer derben Spottgedichte bilden (Steiff, Histor. Lieder 2c. S. 643 ff., 647 f., 655 ff., 661). Der hier nicht wiedergegebene Schluß des G.schen Gedichts weist allerdings mehr darauf hin, daß es sich hier um Gestalten aus G.s Zeit handelt; es erscheint aber nicht möglich, ihre Persönlichkeiten festzustellen, auch nicht die genauere Zeit der Entstehung des Gedichts trotz des Hinweises auf eine Viehseuche und einen größeren Brand[1]) am Anfang desselben; beides war nichts Ungewöhnliches.

Zu diesen weniger wirklichen Satiren kommen noch einige aus der 2. Auflage von 1769. Sie behandeln dieselben Figuren, den stolzen und dummen Höfling, des Landes Plage (S. 65), den feilen Richter, der des Armen Rechte verkauft (S. 66), die elenden Sklaven, die auf die Gunst des Fürsten harren und „wenn er hustet oder spricht, im Tempo mit den Füßen scharren" (S. 67).

Neu hinzugekommen sind auch einige Gedichte, die auf G.s Beschäftigung mit Pope zurückgehen. Pope hat ihn hauptsächlich deshalb angezogen, weil er in ihm das Ideal

[1]) Vrgl. dazu Br. 45 S. 63.

eines unabhängigen, in die Stille der Natur zurückgezogenen Poeten[1]) verwirklicht sieht. Glücklich ist:

Wer, ruhig in sich selbst, mit wenigem vergnügt,
Nichts fürchtet, und nichts hofft; vor keinem Götzen liegt,
Vor Fürsten nicht erbebt, vor keinem Priester heuchelt,
Und auch den Liebling haßt, wenn schon ein Reich ihm schmeichelt.[2])
(S. 9 ff.)

Eine weitere Frucht der Beschäftigung mit Pope ist die Satire „Das Schweigen". Pope selbst fußt hier auf einem Gedichte des Earl of Rochester (1647—1680): Upon nothing. Wie Pope die satirische Wendung seines Vorbilds beibehielt, so auch G.; nur hat G. wiederum nicht sklavisch entlehnt, sondern die Satire nach den Bedürfnissen seiner Zeit gestaltet, ihr vor allem einige Spitzen gegen den Despotismus gegeben. Ein Vergleich des Schlußverses bei G. und Pope zeigt dies ohne weiteres.

Pope schreibt: The parson's cant, the lawyer's sophistry
Lord's quibble, critics jest, all end in thee
All rest in peace and sleep eternally.[3])

G. macht daraus: Zuletzt wird noch die Zeit sich finden,
Da nur dein Reich noch wirklich ist,
Der Schwätzer schweigt, die Dichter schwinden,
Und Philipps Sohn sich selbst vergißt.
Dann sollt ihr Könige, und Sklaven
Die lange Nacht getrost durchschlafen
Die euch, und eure Taten, frißt. (S. 70.)

Interessanter als diese Nachahmungen sind einige poetische Betrachtungen, die anläßlich des Feldzugs der Württemberger nach Böhmen 1757 entstanden sind. G. hat diesen Feldzug in Begleitung Herzog Karls mitgemacht. Dieser

[1]) Tatsache ist, daß Pope, so sehr er sich auch überall das Ansehen zu geben sucht, als habe er alle Fürstengunst weit von sich gewiesen, immer fürstlichen Gunstbezeugungen zugänglich gewesen ist.

[2]) Das Gedicht ist nicht eine direkte Nachahmung Popes, sondern nur in seinem Geist gehalten.

[3]) Pope's poetical works ed. by Denis, 1891 Vol. I p. 134.

Krieg war G. in der Seele zuwider. Mußte er nach der Art vieler seiner Zeitgenossen schon in jedem Krieg an und für sich nichts anderes als eine Belastung und Bedrückung der Untertanen sehen, so vollends in diesem, der so ganz gegen den Willen des Landes und der Soldaten geführt wurde. Das ganze Land geriet damals in Aufregung, denn jeder Tag brachte neue Gerüchte über des Herzogs Absichten, jeder Tag neue Gewalttaten. Kein Wunder, daß, als es schließlich zum Ausmarsch kam, die Soldaten meuterten und massenhaft desertierten. 15 von ihnen wurden standrechtlich erschossen, was die Erbitterung des Volks aufs äußerste steigerte.

Die Erinnerung an jene trüben Tage scheint dem Dichter die Feder geführt zu haben, wenn er in dem Gedicht S. 23 ff., nachdem er zunächst seinem Abscheu über die Greuel des Kriegs Ausdruck gegeben hat, fortfährt: „Lange genug hat mich das Getümmel der Welt gequälet, und die Last des gemeinen Wesens niedergedrückt. Allzuferne von mir selbst empfand mein Herz unzählige Qualen, namenlose Qualen, die der glückliche Privatmann nicht empfindet, weil sie hoch über ihn hinfliegen, der Hofmann auch nicht, weil er zu unmenschlich ist, sie zu fühlen. Alles Elend, welches meinem Lande drohete, war für mich wirkliches Elend, für sie später oder gar nicht“ (S. 28). Man wird nicht die Möglichkeit bestreiten, daß — wenigstens in diesem Zusammenhang — diese Stelle eben auf die Gefahren hinweist, denen das württembergische Volk eben um die Zeit vor dem böhmischen Feldzug entgegentrieb. Wenn hier noch nicht zum Ausdruck kommt, daß der größte Teil dieses Elends auf die Rechnung des Herzogs zu setzen ist, so erhellt dies — wenigstens mittelbar — besser aus einer andern Stelle, die zum erstenmal einen sicheren Anhaltspunkt für des Dichters Stimmung gegen seinen Herzog zu geben scheint. Wie in dieser Zeit das Band zwischen Herrscher und Volk zerrissen war, so scheinen auch die persönlichen Beziehungen zwischen Gemmingen und dem Herzog zu dieser Zeit nicht

die besten gewesen zu sein. Man kann wenigstens eine andere Stelle eines auch im böhmischen Feldzug entstandenen Gedichts auf nichts anderes beziehen, als auf des Dichters Verhältnis zu seinem Herrn. G. bedauert in diesem Gedicht zunächst das unglückliche Volk der Böhmen, um dann fortzufahren: „Nicht minder gerecht sind deine Klagen, mein Herz, über den Undank der Menschen, über die schlimmsten unter den Menschen, die Fürsten. Wohltaten von ihnen verdienen und Undank erhalten, ist das Glück des Tugendhaften, eine Gabe des Himmels, womit er diejenigen sich selbst ähnlich macht, welche er liebet" (S. 21). Klagen über den Undank des Fürsten kehren später immer wieder. Wir wissen nicht, wie weit sie berechtigt sind. Es steht aber fest, daß der Herzog bei verschiedenen Gelegenheiten seine Hochachtung für G. gezeigt, so indem er ihm 1774 den großen württembergischen Orden verlieh, die größte Auszeichnung des Landes, besonders aber dann bei G.s Leichenbegängnis.[1]) Freilich gegenüber Günstlingen wie Montmartin und Rieger sind G.s Verdienste vom Herzog sicher nicht genügend gewürdigt worden. Wie dem auch sein mag, die Stelle interessiert uns insofern, als hier zum erstenmal zum Ausdruck zu kommen scheint, daß der Dichter schon damals Stellung genommen hat gegen seinen eigenen Fürsten, der ja tatsächlich zu jener Zeit begonnen hatte, Despoten der schlimmsten Art es gleichzutun.

Die beiden letztgenannten Gedichte schließen wohl der Zeit der Entstehung nach die zweite Sammlung, wenn nicht die Nachahmungen Popes noch später entstanden sind.

Trotzdem die während des böhmischen Feldzugs entstandenen Gedichte schon größere Selbständigkeit zeigen und trotz der andern sehr bedeutsamen Ansätze zu einer politischen Dichtung, die nicht nur auf literarische Anregungen zurückzuführen sind, sondern auch auf die besonderen öffentlichen Verhältnisse der Heimat des Dichters, werden

[1]) Vrgl. H. Fischer, Briefwechsel S. 157.

wir diese beiden ersten Sammlungen nicht hoch einschätzen können. Denn das Wertvolle, Selbständige kommt noch nicht recht zur Geltung unter dem bunten Mancherlei anderer Gedanken, die oft nur Gemeinplätze der gewöhnlichsten Art sind. Das Ganze macht den Eindruck, daß der Dichter seinen Weg noch nicht gefunden hat.

Im Gegensatz zu diesen ersten Erzeugnissen bedeutet eine Reihe von andern Gedichten die erste freie Entfaltung von G.s dichterischer Eigenart. Sie sind meistens in den Jahren 1770—1773 entstanden[1]) und haben in den Göttinger Musenalmanachen auf die Jahre 1771—1774 Aufnahme gefunden.[2]) Ausschließlich persönliche Erlebnisse geben hier die Gedanken ein, die G.s Dichtung beherrschen. Und wie hätte es anders sein können, als daß nunmehr die Idee des Kampfs gegen den Despotismus in den Mittelpunkt seines ganzen Dichtens trat? Erinnern wir uns nur, daß zur Zeit der Entstehung dieser Gedichte das württembergische Volk schon ganze 15 Jahre unter dem Druck des autokratischen, sinnlos verschwendenden Despoten und seiner schurkischen Werkzeuge seufzte, nehmen wir dazu, daß G. es mit ansehen mußte, wie sein Freund Huber der Gewalttätigkeit des Herzogs zum Opfer fiel, so werden wir leicht begreifen, daß ähnlich wie bei Huber G.s Dichtung fast ausschließlich in die Richtung der politischen Opposition gedrängt wurde, auf die seine ersten Dichtungen wenigstens schon hinwiesen.

Bei diesen späteren Gedichten haben wir festeren Boden unter den Füßen. Bei ihnen ist es zweifellos, daß sie vornehmlich aus der Entrüstung über den württembergischen Herzog und seine Günstlinge herausgewachsen sind. Das beweist der persönliche Ton, in dem die Gedichte gehalten sind, überdies unverkennbare Anspielungen und am deut-

[1]) Bei einigen wenigen, die früher entstanden sind (aber keines vor 1765), hat G. die Jahreszahl beigefügt.

[2]) Sie sind wieder anonym, tragen zuerst die Bezeichnung F. v. N., dann Fr. v. . . .

lichsten endlich G.s Briefe an Haller. Es wird sich zeigen, daß G. in diesen Briefen mit ganz besonderem Eifer das despotische Treiben seines eigenen Fürsten verfolgt und gebrandmarkt hat; dies berechtigt uns zu der Annahme, daß auch die Ausfälle, die keine bestimmten Anhaltspunkte bieten, in erster Linie dem Zorn über Herzog Karl entsprungen sind. Daneben zeigen allerdings die Briefe gelegentlich, daß G. auch die nichtswürdige Tyrannei, die sonst im deutschen Vaterland damals schaltete, mit offenen Augen verfolgte, ebenso wie die Eroberungspläne Österreichs oder Friedrichs des Großen. Auch diese schlimmen Erfahrungen und Befürchtungen haben Spuren in seinen Gedichten hinterlassen; aber im Vordergrund stehen doch ganz natürlich immer die Gestalt des württembergischen Herzogs und die Verhältnisse seines Landes.

Schon bei Huber geht die Opposition gegen die Eroberer Hand in Hand mit der gegen die Tyrannen. Beides zu verbinden lag nahe, denn für beides, für die unersättliche Herrschbegier eines Eroberers wie für die bis ins maßlose gesteigerten Machtansprüche eines Tyrannen hatte schließlich das Volk zu büßen. Das Beispiel Albrechts I. und Friedrich Barbarossas muß G. dazu dienen, um den Eroberern vor Augen zu führen, wie schlecht die Zeit die eroberungsgierigen Herrscher lohne (G. M.A. 1772 S. 100 ff.). Das Gedicht richtet sich „an einen Freund, der bei den Ruinen von Hohenstaufen wohnte". Im ersten, Albrecht I. gewidmeten Teil kehrt das uns schon von Huber bekannte Motiv der Fürstengunst wieder in einer Form, die schon stark an Schubart erinnert:

Mein Freund, wie elend ist der Stolz des grausen
Beherrschers einer Handvoll Staub!
Er trotzt dem Himmel, und nach kurzen Pausen
Wird er selbst eines Wurmes Raub.
Ihm folget bald der Hüter seiner Urne,
Ein weites königliches Grab,
Und Stürme schleudern von dem hohen Turne
Das Denkmal seines Ruhms herab.

Dann liegt der Schädel erdenlos und schändlich,
Der sonst viel Königskronen trug,
Und ist oft kaum an einer Wunde kenntlich,
Die ihm zuletzt sein Mörder schlug.

G. macht dazu selbst die Anmerkung: Kaiser Albrecht I. wurde bekanntermaßen von seinem Bruderssohn Johann von Schwaben ermordet. Als die Franzosen 1688 alles am Rhein verheerten, wurden auch die Gräber der deutschen Kaiser zu Speyer nicht verschont, sondern zur Schande unserer Zeiten, die Knochen dieser alten Beherrscher Deutschlands herausgeworfen und zerstreut. Unter dem Haufen dieser nicht zu unterscheidenden Überreste machte sich Kaiser Albrechts Hirnschädel allein durch die Spuren eines gewaltigen Hiebes erkenntlich, den er von seinem Mörder empfangen hat.

Der zweite, Barbarossa geltende Teil nimmt frühere Gedanken des Dichters[1]) wieder auf:

Der, nicht vergnügt mit Ländern klügrer Ahnen,
Zwei fremde Kronen sich erwarb,
Erhielt den Ruhm, daß er, umringt mit Fahnen,
In Alexanders Bade starb.[2])
Er hat den Grund zum blutigen Gerüste
Von seines Enkels Tod gelegt;
Jetzt ist sein Stammhaus eine leere Wüste,
Die kaum noch seinen Namen trägt.
So oft dein Rohr im Trümmer dieser Höhen
Den Fuchs erreicht, der ihn bewohnt,
So denke, Freund, wie arm sind die Trophäen,
Womit die Zeit den Stolz belohnt!

Aus G.s Briefen ist leicht zu entnehmen, wem speziell der Hinweis auf Barbarossa gilt. Er schreibt am 14. Mai 1773,

---

[1]) Vrgl. oben S. 72.

[2]) Gerade Barbarossa gegenüber, der ja den Heldentod nicht auf einem Eroberungszug, sondern auf einem Kreuzzug gefunden hat, zeigt sich, wie blindlings sich G. von dem Bestreben, die Eroberer zu strafen, leiten läßt.

also einige Zeit später: „Pohlens Beispiel ist freilich traurig, aber nicht neu, nicht sonderlicher als die Reunions-Kammern eines Ludwigs XIV., als die Ansprüche eines Friedrichs I. auf die ganze alte Römische Welt, und als überhaupt die Wege aller Eroberer, die sich von den Zeiten der Semiramis bis auf das izige Jahrhundert gleichsehen, und bis in die fernste gleichsehen werden" (S. 53). Das Gedicht zielt also auf die 3 Souveräne, welche die erste Teilung Polens 1772 vereinbart hatten: „Friedrich den Großen, Maria Theresia und Katharina II. Diese Teilung hatte arg geschreckt. An sie knüpfte sich die Besorgnis von einer „Teilung Deutschlands, einer Verteilung der kleineren und mittleren Staaten Deutschlands zwischen Preußen und Österreich, etwa unter einiger Beiziehung der andern Großmächte.[1])" Diese Besorgnis ist auch in den 80ern und 90ern Jahren nicht zur Ruhe gekommen.[2]) — Der höhnische Hinweis auf die Vergänglichkeit der eitlen Fürstenpracht gilt natürlich nicht nur diesen „Eroberern", sondern auch allen den kleinen Tyrannen, die sich hier unten wie Götter gebärdeten.

Es ist interessant zu sehen, in welcher Weise ein anderer württembergischer Dichter, Thill, um dieselbe Zeit den Staufen zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht hat. Er singt von ihm:

Sei mir heilig, Kind der Erde,
Öder, stiller Hügel hier,
O, du Land voll Trümmer werde
Einer Gottheit Tempel mir.

Thill, der junge Magister im Tübinger Stift, sucht, von Klopstockscher Vaterlandsliebe durchglüht, sich an der großen Vergangenheit seines Volks zu begeistern und sieht im Hohenstaufen eine ehrwürdige Erinnerung an die stolzen Zeiten des schwäbischen Stamms. Für G., der in Leben

[1]) Vrgl. Wenk, Deutschland vor 100 Jahren, I S. 265 Anm. 322, und G.s Brief an Haller vom 5. März 1773 S. 49.

[2]) G. muß das Gedicht geschrieben haben zu einer Zeit, da die Teilung noch nicht vollzogen war, sondern erst vorbereitet wurde.

und Dichtung den Kampf gegen den Despotismus führte, sind diese Ruinen nur ein neuer Beweis, wie kläglich doch das Los ist, das aller Fürstenmacht und Fürstenherrlichkeit wartet.

Die Furcht vor einer Aufteilung Deutschlands unter die beiden Herrscher von Österreich und Preußen hat die Phantasie Hallers und G.s wie ein Gespenst verfolgt. Haller geht angesichts dieser Gefahr einmal soweit, auszurufen: „Eine Rettung weiß ich, deren ich gewiß bin, die Erde wird mich wider die Gewalt des Despoten bedecken, die mir unausstehlich wäre.“[1]) G. hat diesen Gedanken in dichterische Form gebracht. (Dem Andenken meines alten Freundes L. G. M.A. 1774 S. 27.) Wieder weist hier G. die Großen auf die Macht hin, die auch ihren unersättlichen Plänen Ziel und Schranke setzt, um gleichzeitig selbst den Tod als gewissesten Retter aus allem Elend herbeizurufen. — Der Dichter gedenkt zunächst seines toten Freundes; er selbst wünscht sich ein ähnliches Schicksal, denn die Welt ist ihm nichts als eine weite Wüste ....

Und ewig diese Wüste durchzuziehen,
Was wäre das für Höllenpein?
Komm, lieber Tod, wir wollen zu dir fliehen,
Und bei dir endlich ruhig sein!
Du bester Freund des Elends und der Tränen,
Die keine Hand sonst stillen kann, ...
[der] Heut tausend Blumen, die noch schlafen,
Zu ihrer prächtigen Entwicklung bringt,
Und morgen Könige mit ihren Sklaven
In einen Schutt zusammenzwingt!
Und was schützt gegen den Tyrannen,
Der kein Gesetz, der keine Tugend scheut,
Bereit, sie alle zu verbannen —
Als unsre eigne Sterblichkeit?

Wohl mögen die Herrschergelüste eines Friedrich II. und einer Maria Theresia den nächsten Anlaß auch zu diesem Gedicht

[1]) Br. vom 1. April 1773 S. 51.

gegeben haben — die tiefe Schwermut, die hier so ergreifend und eindringlich zu uns spricht, scheint nicht nur diese besondere Gefahr, sondern die ganze Nichtswürdigkeit der ihn umgebenden politischen Verhältnisse zur Grundlage zu haben.

Sein Haß gegen die Duodezfürsten des damaligen Deutschland, die zusammen mit einer verrotteten Hofgesellschaft ihr Land nicht nur in materieller, sondern — was ebenso Huber immer betont — auch in moralischer Hinsicht ruinierten, findet noch beredten Ausdruck in einem erbitterten Fluch, den G. auf die Leichen dieser Tyrannen herabbeschwört (G. M.A. 1772 S. 84 f.). Er bittet zunächst seine Freunde, ihn, wenn seine Stunde schlägt, zu begraben, aber nur nicht zu eines Mönches Staub oder zu eines Fürsten Urne, sondern fern der Stadt, im einsamen waldbeschatteten Tal. Vielleicht, daß dann sein Staub bald zerfällt und in eine Rose fließt, in der ihn Phyllis küssen wird —:

Indes ein Fürst, der nichts als Harm gestiftet,
In Zinn und Marmor wohlverwahrt,
Jahrhunderte auf die Verwesung harrt,
Und noch im Tode seinen Hof vergiftet. —.

Es ist bekannt, daß an der plötzlichen Sinneswandlung, die aus dem vielversprechenden jungen Herzog Karl plötzlich den schlimmsten Autokraten machte, die Einflüsterungen von Schurken wie Montmartin die Hauptschuld tragen. Es zeugt von dem Gerechtigkeitsgefühl des Dichters, daß er das Elend, das die einmal geweckte Despotennatur des Herzogs über das Land brachte, mit auf die Rechnung dieser Helfershelfer setzt. Von glühendem Haß zeugt die Schilderung der gemeinen Art und Weise, wie diese Schurken ihr Handwerk treiben, wie sie immer höher steigen, bis sie plötzlich von ihrer schwindelnden Höhe herabgestürzt werden, um einem andern „Ungetüm" Platz zu machen.

. . . . . .

Dann gräbt der Mann unsichtbare Talente
Aus sich heraus, studiert des Fürsten Spleen,

Und kriecht, und lauscht, ob einer schaden könnte,
Und heißt die schöne Tugend fliehn.
Schnell wächst das Untier, wie aus einer Welle
Chimära wuchs, aus niederm Staub empor,
Und mit dem Rüstzeug einer halben Hölle
Belagert er des Fürsten Ohr. (G. M.A. 1773, 223 f.) [1])

Montmartin, Rieger, Wittleder haben sich alle so den Weg zu den höchsten Stellen gebahnt. Der dritte Vers erinnert besonders lebhaft an den Sturz Riegers durch Montmartin. Letzterem ist es ja gelungen, durch Verleumdung seinen Nebenbuhler zu stürzen, „er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem (des Fürsten) ersten Günstling emporgeschmeichelt. Der Fall seines Nachbars war Seiner Hoheit Schemel" (Kabale und Liebe II, 3).

Diesen umfangreicheren Gedichten satirischen Inhalts schließen sich einige politische Epigramme an. Eins „Das Gift" überschrieben (G. M.A. 1772 S. 144) bezieht sich wohl auf die damals in Württemberg so verbreitete, unselige Lotteriewut („Fremde Seuche" und „Gift" nennt G. das Lotteriespiel auch in seinen Briefen an Haller Nr. 45 und 47), ein anderes (G. M.A. 1772 S. 218) geißelt den Undank der Fürsten gegen ihre treuen Diener, besonders interessant ist aber ein drittes, das an Schärfe und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt (G. M.A. 1772 S. 128):

Ein Mensch, der, stolz auf nichts, auf Ahnen,
Sein' Handvoll armer Untertanen
Mit Frondienst drückt, mit Jagden quält,
Der, wie im Orient ein Sieger,
Ihr Blut sogar zu seinen Gütern zählt,
Der ist ein Kater, dem zum Tiger
Nichts als die Größe fehlt.

Man braucht sich nur die württembergischen Verhältnisse des Jahres 1771 — des Entstehungsjahrs des Gedichts — zu vergegenwärtigen, um sofort zu erkennen, daß der Dichter hier niemand anders im Auge hat als seinen eigenen Herzog.

[1]) Der Herr v. B., dem das Gedicht gewidmet ist, ist wohl der Herr von Benkendorf; vrgl. u. S. 94.

Das ganze Jahr 1771 war ausgefüllt durch Verhandlungen über den Vollzug des Erbvergleichs und über die durch den Mißwachs hervorgerufene Hungersnot. Der Herzog tat für seine hungernden Untertanen nichts, nicht einmal der Wildschaden wurde vermindert, der während der Hungersnot doppelt schwer und erbitternd wirkte.[1]) So nahm es die Landschaft auf sich, für Brot zu sorgen. Sie kaufte mit des Herzogs Zustimmung Frucht von der Pfalz, von Köln und Amsterdam und verkaufte sie erheblich unter den Selbstkosten an die Gemeinden. Aber der Verlust der Landschaft bei dieser Notstandsaktion betrug über 300 000 fl. und die Steuerrückstände der Landschaftskasse stiegen durch die Teuerung unerhört an. Sie lehnte daher wiederholt trotz des dringendsten Ansinnens alle weiteren Vorschüsse ab. Der Herzog brauchte aber, wie immer, ganz notwendig Geld, und so griff er zu einem Mittel, auf das er auch später wieder zurückgekommen ist, zum Soldatenhandel. Er bot seine Landeskinder der ostindischen Kompagnie zum Feldzug nach Indien an. „Das lasse ich mir einen lieben Vater sein," schreibt der kaiserliche Minister Mühl um diese Zeit, „der statt seinen Kindern Brot zu geben, sie über Land und See nach Indien verkauft" (H. C. 281 f.). — Angesichts dieser Tatsachen bedarf das Epigramm wohl keines weiteren Kommentars.[2])

Alle die eben besprochenen Gedichte sind dem ganzen Inhalt nach satirisch, aber es ist nun sehr bemerkenswert, wie auch in die Gedichte lyrischen Charakters, z. B. in G.s Liebesgedichte, sich, wenn auch nur gelegentlich, politische Oppositionsgedanken einschleichen. Dies ist so charakteristisch für G.s Gedichte,[3]) daß wir den Autor schon an dieser

[1]) Betreffs der in diesen Jahren vergleichswidrig über alle Maßen geforderten und durch militärische Hilfe erzwungenen Fronen vrgl. H. C. 278.

[2]) Vrgl. übrigens die zahlreichen Hinweise auf diese Hungersnot in G.s Briefen.

[3]) Nur ein Gedicht an eine Freundin (G. M.A. 1771 S. 104) ist rein lyrisch, ähnlich wie sich unter den Epigrammen nur zwei mit nichtpolitischem Inhalt finden (G. M.A. 1772 S. 189 u. S. 230).

Eigentümlichkeit erkennen würden, wenn den Gedichten auch jede Bezeichnung fehlen würde.

Verschiedenemal weiß er den Hinweis auf das Strafgericht, das der Erdengötter wartet, einzuflechten. Der Dichter klagt die Geliebte an, ihre Untreue habe ihn zur Verzweiflung gebracht, nicht sein Schicksal, nicht sein Glück, auch nicht etwa „der Tag, vor dem Monarchen beben" (G. M.A. 1771 S. 61 ff.). Oder der Dichter vergegenwärtigt sich seine Geliebte, wie sie sinnend in der Rosenlaube steht, wie sie gelassen den größten der Gedanken denkt, ihren Tod, „was kein Despot, in seinen engen Schranken von einem Weltteil kann" (G. M.A. 1774 S. 141). Man sieht, daß neben das Bild der Geliebten, in das er sich versenkt, sofort auch das des Despoten sich drängt. Der Haß gegen Tyrannei und Bedrückung nimmt sein Sinnen und Denken derart gefangen, daß es ihm unmöglich ist, sich in seinen Gedichten längere Zeit ungestört irgendeiner lyrischen Stimmung hinzugeben. G. selbst ist sich dessen wohl bewußt und gibt selbst einmal diesem Gedanken in einem Gedichte Ausdruck (G. M.A. 1773 S. 165 f.). Er schreibt seiner Freundin:

Schon lange stammelt die verwaiste Leier
Ein ihrer Freundin würdig' Lied;
Allein uns flieht der Musen göttlich' Feuer,
Sobald uns Mut und Tugend flieht.
Dann wachet ernst der Mann, durch lange Nächte,
Um sein undankbar' Vaterland,
Das längst der Freiheit und der Tugend Rechte
Aus seinen Grenzen weggebannt.
Die tiefe Kenntnis des Verderbens leitet
Gift in sein patriotisch' Blut;
Er haßt das menschliche Geschlecht, und breitet
Fluch über die verdammte Brut.
Er nimmt die Geißel, die der Sklav' empfunden,
Der Titus' edlen Namen trug,
Und schlägt den Narren unheilbare Wunden,
Wie Swift und Juvenal sie schlug.

Allein, wo bleibt der Sänger sanfter Triebe
In diesem Zweikampf? Er vergißt
Der Zärtlichkeit und der vergnügten Liebe,
Die nie des Tiefsinns Freundin ist.[1])

Leben und Erfahrungen schienen den Dichter um den Glauben an die Menschheit gebracht zu haben. Aber zuweilen kommt in diesen Gedichten doch zum Vorschein, daß in der Brust dieses erbitterten Menschenfeinds ein ebenso tiefes Mitgefühl mit dem unterdrückten Volk lebendig ist. Gerade in diesen schweren Zeiten ist ihm die Größe seines Berufs nur um so deutlicher zum Bewußtsein gekommen. Gleich wie Apollo Pythias Chimära erschlug, so soll sich der Patriot mit starkem Arm dem „Ungeheuer", das sein Volk bedroht, entgegenwerfen[2]) (G. M.A. 1773 S. 223 f.). Und an einer andern Stelle bezeichnet er es als seine Pflicht:

Den Raub der Mächtigen zu strafen,
Und, gegen die auf Sammet ruhn,
Dem Mann im Staube Recht zu schaffen.
(G. M.A. 1772 S. 207.)

Undank ist wohl das Los, das des Patrioten wartet, allein:

„Ein Volk zu retten ist kein Weg zu teuer,
Und keine Tugend, die ihr gleicht!"
(G. M.A. 1773 S. 224.)

G. ist nicht mit weiteren Gedichten an die Öffentlichkeit getreten, er ist aber bis zu seinem Tode dichterisch tätig gewesen. Eins seiner Gedichte ist uns noch handschriftlich erhalten. Es befindet sich mit den Briefen G.s an Bodmer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Es ist von fremder

[1]) Das Gedicht ist schon 1765 entstanden, also nicht lange nachdem Huber seinen standhaften Mut und seine Vaterlandsliebe mit dem Asperg hatte büßen müssen. Der tiefe Groll, der in dem Gedicht zum Ausdruck kommt, weist schon darauf hin, daß es unter dem frischen Eindruck dieser Gewalttat des Herzogs entstanden sein muß.

[2]) Es klingt dies wie eine Verherrlichung des kühnen Auftretens seines Freundes Huber gegenüber Montmartin (vrgl. o. S. 33).

Hand geschrieben und nicht datiert; doch läßt sich die Zeit seiner Entstehung annähernd bestimmen. Eine Anspielung auf Pombals Tod [1]) gibt als terminus a quo das Jahr 1782, der eigenhändige Vermerk Bodmers am Schluß des Gedichts: Autor Baro de Gemmingen, qui per Volzum [2]) ad me dedit als terminus ad quem den 5. Januar 1783, den Todestag Bodmers. Das Gedicht ist also um 1782 entstanden. Anspielungen auf württembergische Verhältnisse stimmen ganz gut zu diesen Zahlen. Das Gedicht zählt 140 Verse. Die alten Motive kehren hier wieder, sonderbarerweise auch wieder deutlichere Anlehnungen an Horaz, von denen er sich in den oben besprochenen Gedichten völlig losgemacht hatte. Aber diese Horazischen Reminiszenzen bilden nicht mehr die Hauptsache, wie dies in den ersten Gedichten G.s der Fall gewesen war, sondern sie sind nur Schmuckwerk. Die Hauptgedanken stammen von G. selbst: Haß gegen Tyrannei, Klagen über den Undank der Großen wie des Volks. Zur Erläuterung dieser Gedanken führt G. zahlreiche Belege aus alter und neuer Geschichte ins Feld. Staatsmänner wie Brutus, Seneca, Sully, Pombal, die Völker Asiens und Amerikas dienen ihm als Belege zu seinen

[1]) Schon hier sei darauf hingewiesen, daß die Annahme G.s, Pombal habe durch Gift geendet, den Tatsachen nicht entspricht. Doch ist leicht begreiflich, daß sich diese Legende bildete; die schmähliche Behandlung, die man dem greisen, wohlverdienten Staatsmann zuteil werden ließ — seine Feinde setzten es durch, daß, nachdem schon sein Entlassungsgesuch angenommen war, nochmals eine gerichtliche Untersuchung vorgenommen wurde, bei der sich der 80jährige Greis 50 Tage hindurch täglich 5—8 Stunden lang zu verantworten hatte, bis er krank und erschöpft zu Bett gebracht werden mußte, um bald darauf in den Armen seiner Gattin zu verscheiden —, diese schmähliche Behandlung, die schlimmer war als der Tod durch Gift, erklärt obige legendenhafte Entstellung zur Genüge.

[2]) Wahrscheinlich nicht G.s alter Hauslehrer, der als Prälat des Klosters Herbrechtingen 1784 verstorbene Joh. Fr. Volz, sondern der mit G. nahe befreundete Joh. Christian Volz, Professor am Gymnasium in Stuttgart. (H. Fischer, Briefwechsel S. 162.)

Ausführungen. Was das Gedicht besonders merkwürdig macht, sind die zahlreichen in Prosa beigefügten Anmerkungen, in denen des Dichters Haß gegen Unterdrückung und die Begeisterung für seine Ideale von wahrer Herrschergröße und Völkerglück noch unverhüllter zum Ausdruck kommen und die deshalb den Schlüssel zu den betreffenden Stellen des Gedichts bieten. Um das Gedicht in seiner ganzen Eigentümlichkeit zu zeigen, seien wenigstens Teile desselben mitsamt den Anmerkungen des Verfassers wörtlich wiedergegeben. — Einem Freund, der eine ähnliche Stellung inne hatte, wie G. selbst, ist das Gedicht gewidmet, nämlich dem Ansbachischen Geheimen Rat und Kammerpräsidenten von Benkendorf.

G. wendet sich zunächst an seinen Freund, er möge die drückenden Staatsgeschäfte beiseite legen und wieder der Muse leben, der Musen Sitz war aber stets ein Berg, ein „Immergrün", nie aber eines Despoten Hof:

Der Thoren Paradieß, der freuden-arme Hoff
War nie der Musen Sitz und stets der Musen Stoff,
Ein unerschöpfter Stoff zu beißenden Satiren,
Seit Midas hat regiert und Midas wird regieren.

. . . . . .

Zwar ein erhabner Ruf, der Vorsatz guts zu thun,
Läßt dich nicht müßig seyn und deinen Geist nicht ruh'n:
Allein, wie können wir die Menschen glücklich machen,
Die willig elend sind und ihres Jammers lachen?
Glaub mir mein bester Freund! die Welt die uns gebahr,
Will keinen Cyneas[8]) und keinen Herrn von Baar.[9])
Gleich einem Rasenden läßt sie sich nicht verbinden.
Und wer Annaeus[10]) ist, wird einen Nero finden.
Ich unberührnter Mann, des Müßigganges feind,

„[8]) Ein berühmter Philosoph, ein tugendhafter Mann, und Liebhaber der Wahrheit, ein Ratgeber und Freund des Königs Pyrrhus. Wahrhaftig eine seltene Erscheinung an einem Hofe.

[9]) Der berühmte Verfasser der Epitres diverses. Ein freymütiger Mann, der aus Kenntnis der Welt seine Unabhängigkeit liebt.

[10]) M. Annaeus Seneca, der berühmte Philosoph, Lehrmeister und Ratgeber des unsinnigen Kaisers Nero. Mit aller Rechtschaffen-

Ein Feind des Isegrimms[11]) und aller Fürsten feind,
Der Brüder Isegrimms, des Urquells aller Plagen,
Die je die Welt ertrug und künftig wird ertragen,
Ich fühle keinen Ruf, ein Märtyrer zu seyn.
Aus Silber, nicht aus Thon, trank Mello[12]) Gift im Wein.
Er, der ein Volk beglückt, Gold mit Verdienst vereinigt[1])
Und von der schlimmsten Brut sein Vaterland gereinigt.
Mein Muster bleibt Alceſt,[13]) der Mann, der Menschen haßt,
Wie sie der Hof erzieht und das Theater faßt;
Den jämmerlichen Staat beherrscht von Kannibalen,[14])
Wo man die Menschen frißt, die unsre Freuden zahlen,
Und deren sauren Schweiß verachtet und entehrt,
Gleichwol bis auf den Thron der Müßiggänger nährt.
Der Sitten Gift war stets ein schädliches Exempel.[15])
Rom gab es einen Herrn und seinen Lastern Tempel.

heit seines Herzens und seiner Erinnerungen konnte er bey seinem grausamen Herrn mehr nicht verdienen als die Wahl seiner Todesart.

[11]) In dem lehrreichen alten Gedicht Reinecke Voß wird der Wolf als Fürst der Tiere unter dem Namen Isegrimm eingeführt.

[12]) Don Sebastian Joseph da Cavallo y Mello, Graf von Oeyras, der große Portugiesische Staatsminister unserer Zeiten, welcher die greuliche Verschwörung wider seinen König entdeckt und das Reich von Jesuiten gereinigt hat. Gift war sein Lohn.

[13]) Die Hauptperson in dem Lustspiel des Moliere, Misanthrope. Ein fürtrefflicher Carakter. Desto schlimmer vor die Welt, daß sie ihn belacht.

[14]) Eine sehr gelinde Vergleichung für Menschen, welche in dem Stande sind, einen Staat zu grunde zu richten. Die Kannibalen in den Karaibischen Eyländern werden zwar von den Reisebeschreibern als Menschenfresser beschrieben; aber als solche welche nur Fremde und ihre Feinde fressen. Für Leute, welche ihr Vaterland oder den Staat, den sie regieren sollen, zu Grunde richten, ist nirgends kein Bild in der Natur zur Vergleichung.

[15]) Horatius Libr. (d. h. Carm.), III, 6 (folgt Citat).[2])

---

[1]) d. h. die hohen Staatsstellen mit den reichen Besoldungen, welche unwürdige Jesuiten innegehabt hatten, mit würdigen Männern besetzt; natürlich ein Hieb auf den schamlosen Ämterverkauf in Württemberg.

[2]) Ein schwerer Vorwurf, der die allgemeine Zerrüt-

Auch uns hat es verderbt und Teutschland edles Blut
Vom Orient tingiert mit Sklaverey und Wuth,
Die Einfalt ausgejagt, die Freyheit ausgereutet,
Und unser nördlich Reich in Asien verkleidet.

. . . . . .

Seitdem bricht unser Knie, seitdem erblicken wir
Den Fürsten als Sultan, den Rath als Groß-Vezier,
Und mancher Kadi will uns itzt schon überzeugen,
Der Grund und was er trägt, sey ihrer Hoheit eigen,[18])
Freund, eine Welt wie die ist nicht für uns gemacht,
Ihr ist ein gutes Herz, was Süllys alte Tracht[19])
Dem ganzen Hofe war, ein Spott der Figuranten,
Die, nach dem Mode-Rock sonst kein Verdienst erkannten.
Roms Schutzgeist Porzius[20]), und Pitt, den London ehrt
Sind Schwärmer in Paris, in Moskow Henkens wert.
Und nur die Ähnlichkeit der Tugend und der Sitten
Erhebt dies edle Paar zu Heiligen der Britten.

[18]) Bekanntlich ist ein Kadi der Richter und Rechtsgelehrte bei den Türken, deren Staatsrecht mit diesem Grundsatze anfangt, daß alle Untertanen mit Leib und Gut Eigentum des Sultans seyen. Unsere Zeiten sind ebenso reich an Kadis als an Sultanen.

[19]) Der Herzog von Sully entwich nach seines Königs und Freundes Tod vom Hofe und diese Entweichung dauerte 30 Jahre. Als Ludwig XIII. ihn bey gewissen Staatsangelegenheiten zu sich rufen ließ, kam er zwar, aber mit Widerwillen. Die jungen Hofleute suchten ihn lächerlich zu machen, weil sein Kleid außer der Mode und sein Ansehen zu ernsthaft war. Sully ward es gewahr und sagte zu dem König: Sire! quand feu le Roi votre père, me fit l'honneur de me parler, on fit sortir les Paladins. S. Anmerkungen zu Herrn Thomas Lobrede in den Karlsruher Beiträgen, III. Bd. S. 315.

[20]) Porzius Cato, der jüngere, der unbewegliche Freund der Tugend und der Freyheit seines Volks, und der unversöhnliche Feind des Cäsars, der den Grund zu der Despoterey gelegt hat.

---

tung aller Ehr- und Sittenbegriffe auf das von oben gegebene Beispiel zurückführt. Zweifellos wieder an die Adresse des württembergischen Herzogs; vrgl. dazu o. S. 59 und u. S. 154 f.

Doch unser Deutschland kocht kein freyes Brittisch Blut,
Ist edlen Seelen gram, und kleinen Seelen gut.
Was kann die Vorsicht tun, als eigne Wahl bestrafen?
Der Sklav will einen Dey, und Deyen wollen Sklaven.
Was aber werden wir in ihrem Diwan seyn,
Wir unbeschnittene? Wir trinken beide Wein,
Sind Giauers,[21]) sehen nicht des Korans heitere Klarheit,
Und, was das schlimmste ist, wir beyde sagen Wahrheit.
Der schrecklichste Prospekt in allgemeine Noth,
Und in besonders Weh, war immer ein Despot.
Pest, Hunger, Krieg und Brand, der Länder schlimmste Plagen,
Sind nicht so schlimm als er, sind leichter zu ertragen.
Er tut, was ihre Wut noch nie ins Werk gestellt,
Tilgt Myriaden weg, entvölkert eine Welt,
Und gibt das schönste Tal,[22]) entblößt von seinen Söhnen,
Die Schule Griechenlands, Roms Spaicher, den Hyänen
So arm ist eine Welt, die keinen Brutus hat!
Ihr bleibt nichts als Geduld, auch die ist Hochverrath!
Wenn der lakonisch schweigt, vor dessen stummem Tadel
Der Fürst sich heimlich scheut, und öffentlich der Adel.
So war Philippus einst dem leeren Nahmen gram,
Der ihn an das verwieß, was ihm ein Zufall nahm,
Und so wird jeder Fürst sich selber überlassen,
In Thorheit Philipp sein, und seinen Spiegel hassen.

[21]) Die Giauer, oder Giauren, sind die Überbleibsel der Perser, welche noch die Religion der Feuerdiener haben, und von den Muhammedanischen anizt herrschenden Persern als Kezer gehalten und von allen Bedienungen ausgeschlossen werden. Die Liebe zur Wahrheit[1]) war das erste Gesetz ihrer Religion.

[22]) Das eigentliche Egypten ist nichts anders, als ein großes Thal zu beyden Seiten des Nils. Von daher holte Griechenland seine besten Kenntnisse und Rom sein Brot. Dieses ehemals so schöne Land wurde durch den Despotismus zu Grunde gerichtet."

Zu Philippus macht G. die Anmerkung: „Der Vater des Großen Alexanders, er verlohr in der Belagerung von Mathone durch einen Pfeilschuß sein Auge und konnte von dieser Zeit an den Namen Cyclops oder das Auge nicht

[1]) Vrgl. oben S. 42 und 60.

mehr nennen hören. S. allgem. Welthistorie T. VII p. 182. So gibt es Fürsten und Staatsmänner, welche die Worte Rechtschaffenheit, Gewissen, Menschenliebe und Freiheit nicht ertragen können."

Zweifellos hat G. hier seinen eigenen Herzog im Auge. Hat doch dieser einmal, wie schon erwähnt (s. oben S. 33), einer Versammlung von Amtleuten, die von „Gewissen" und „Vaterland" zu reden wagten, höhnisch zugerufen: Was Vaterland, ich bin das Vaterland! — eine Brutalität, die G. schon früher in einem Briefe an Haller gebrandmarkt hatte (Brief vom 2. Sept. 1772 S. 33).

Im folgenden richtet der Dichter seine Blicke nach China, das die Aufklärungsschriftsteller zu einem fabelhaften Traumland unerhörter Vortrefflichkeit emporzuheben pflegten. Hier sieht er das Ideal eines Staates verwirklicht, denn hier nennen die Untertanen „ihren Monarchen das, was ein jeder Fürst seinem Volk sein soll, ihren Vater ihre Mutter, am gewöhnlichsten aber den Großvater des Volks". „Welch ein glückliches Volk!" fügt er lakonisch hinzu und läßt damit deutlich erkennen, wie tief es ihn schmerzt, daß sein eigenes Volk so weit von diesem Ideal entfernt ist. In grellem Gegensatz zu diesem Musterbild, das er von China entwirft, steht das Gemälde, das er von den durch die Europäer[1]) geplünderten Kolonien Amerikas und von den unter dem Despotismus seufzenden Provinzen Asiens zeichnet. Und daran knüpft er nun den letzten Ausfall gegen den ihn umgebenden Despotismus:

Freund! welch abscheulich Bild! sonst war es Indostan,
Itzt ist es Deutschlands Bild, und mancher Graf ein Chan,
Ein Harem sein Palast, der Roßschweif seine Fahnen,
Die Wache Janitschar, und Bettler Untertanen.
Sein Stolz frißt ihren Fleiß, verhandelt selbst ihr Blut,
Und zahlt mit diesem Geld den Brittischen Tribut:
Dann füllt den öden Raum vertriebner Unterthanen

[1]) Gemeint sind die von den Spaniern ausgebeuteten Kolonien in Südamerika (Peru ist besonders genannt).

120 Ein Pflanzvolk neuer Art von Wildpret und Fasanen.
Wie schnell hat diese Pest vom Sitz des Zingis Chan,
Den ungeheuren Schritt bis zu dem Belt gethan.

Die Verse 117 und 118 scheinen ganz allgemein den damals in vielen deutschen Staaten üblichen Verkauf von Soldaten an die Engländer zu brandmarken, sie könnten aber auch recht wohl speziell gegen den württembergischen Herzog gerichtet sein.

Jedermann kennt die ergreifende Szene aus Schillers Kabale und Liebe (II, 2), in welcher der Kammerdiener der Lady Milford ein Kästchen kostbarer Brillanten überbringt, worauf die Lady zunächst bestürzt fragt: „Mensch! was bezahlt dein Herzog für diese Steine?“ Darauf der Kammerdiener: „Sie kosten ihn keinen Heller! .... Gestern sind siebentausend Landskinder nach Amerika fort — die zahlen Alles!“ Es ist so gut wie ausgemacht, daß teilweise wenigstens das Bild der Lady Milford auf eine Engländerin zurückgeht, nämlich die Tänzerin Nency Levier,[1]) die mehrere Jahre am Stuttgarter Hoftheater engagiert war und den Fürsten in ihren Banden gefesselt hielt. Sie scheint noch lange von sich reden gemacht zu haben und mag auch G. als einer der typischsten Fälle der herzoglichen Mätressenwirtschaft lange in Erinnerung geblieben sein. Es lag für den Dichter nahe, Seelenverkäuferei und Mätressenwirtschaft zu verbinden, um dadurch die Anklage erdrückender zu machen. Ja vielleicht war es in Stuttgarter Kreisen schon gang und gäbe, Mätressenwirtschaft und Soldatenhandel in Beziehung zueinander zu setzen, ähnlich wie in früheren Zeiten, als noch der Ämterhandel eine der Hauptquellen bildete, das Gerücht in Umlauf gewesen zu sein scheint, daß diese „Nebeneinnahme ausschließlich zur Unterhaltung und Beschenkung der italienischen Beischläferinnen“ verwandt werde (Petersen, Nachgelassene Papiere). Der Umstand, daß zufällig eine

[1]) Vrgl. Krauß, Spiegelungen des Karl Eugenschen Zeitalters in Schillers Jugenddramen. Württ. Vjh. N. F. XIV S. 121.

Engländerin eine der berüchtigtsten Mätressen des württembergischen Herzogs war, hat es G. ermöglicht, das Bild des geknechteten Indien bis auf den Tribut an England hinaus auf sein engeres Vaterland zu übertragen: gleichwie die indischen Fürsten das Blut ihrer Untertanen verhandeln und damit den Briten Tribut bezahlen, so verkauft der Herzog seine Landeskinder in fremde Dienste, um mit dem so gewonnenen Geld seiner englischen Mätresse den Tribut abzustatten.

Der Schluß des Gedichts kehrt zum Anfang zurück. Noch einmal fordert G. seinen Freund auf, er möge angesichts der deprimierenden Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse mit ihm auf sein Landgut fliehen, den sichern Zufluchtsort der Unabhängigkeit und des leidenden Verdienstes.

Auch uns sollst du, o Feld, mit deiner Schönheit blüh'n,
Uns kleiden, sättigen, dem Blick der Welt entzieh'n,
Beschäftigen, erfreun, verbergen und begraben;
Denn unser Vaterland soll auch den Staub nicht haben. [1])

Mit diesem grellen Mißton schließt das Gedicht, das zwar formell andern Gedichten nachsteht, aber insofern den Höhepunkt von G.s literarischem Schaffen darstellt, als hier die G. charakteristische politische Richtung am entschiedensten zum Ausdruck kommt. Es ist leider das einzige Gedicht, das aus G.s späterer Zeit auf uns gekommen ist. Wir wissen, daß er noch manche Gedichte handschriftlich besaß, daß er sie aber alle vor seinem Tode verbrannte, trotz der

[1]) G. macht dazu die Anmerkung: Ein solcher gerechter Unwille gegen ein undankbares Vaterland kann nur von denen mißbilligt werden, welche von ihrem Vaterlande keinen Dank verdient haben. Livius L. 38 c. 53 sagt von dem großen Scipio Afrikanus, der nach allen seinen fürtrefflichen, dem Vaterland geleisteten Diensten von dem Tribun des Volks gerichtlich angeklagt worden, daß er auf sein Landgut Literanum entwichen sey, und in seinem Tode befohlen habe: ne funus sibi in ingrata patria fieret. Auf seinem Monumente soll folgende Inschrift gestanden seyn:

Ingrata Patria! ne ossa quidem habes!

dringenden Bitten seines Freunds Huber, sie doch der Nachwelt zu sichern. „Es waren Kinder trüber Stunden, ein Swiftscher Nachlaß.“ Von dem Inhalt dieser verlorengegangenen Gedichte gibt das einzige uns erhaltene einen recht deutlichen Begriff, und es gewinnt dadurch an Interesse, daß es als Repräsentant der ganzen späteren Dichtung G.s gelten darf.

Man hat bis vor nicht zu langer Zeit die Meinung verfochten, G. habe auch zu Schillers Anthologie auf das Jahr 1782 beigesteuert.[1]) Das Gedicht, das G. zugeschrieben wird, trägt die Überschrift: „Gefühl am 1. Oktober 1781.“ Die Verse sagen aus, daß ein Greis in Silberlocken, der sich G. nennt, den Geburtstag seines besten Freundes besingt, unterzeichnet ist jedoch mit Buchstabe B. Ist es schon ganz unwahrscheinlich, daß sich G. dem Dichter der Räuber, den Stürmern und Drängern der Anthologie zugesellt hat,[2]) so ist es vollends geradezu ausgeschlossen, daß G. in bester Freundschaft mit Rieger, dem das Gedicht gelten soll, gestanden hätte. Damit fällt die Annahme, G. sei der Autor dieses Gedichts, in sich selber zusammen. Ebenso unhaltbar ist die Annahme Boxbergers, die mit B. gezeichneten Liebeslieder der Anthologie gehen auf G. zurück. Ist auch nach damaliger Kalligraphie die Vermutung, G sei für B verschrieben, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, so zeigt eine Vergleichung der Gemmingenschen Liebeslieder mit denen der Anthologie doch deutlich, daß diese beiden Gruppen von Gedichten nicht das mindeste miteinander zu tun haben können. —

G.s dichterischer Entwicklungsgang ist ganz ähnlich wie der seines Freundes Huber. Auch G.s dichterische Physiognomie ist anfangs noch ziemlich verschwommen: neben An-

---

[1]) Vrgl. Weltrich, Schillerbiographie S. 512 f. Schon Weltrich hat auf die Gründe hingewiesen, die gegen Gemmingens Autorschaft sprechen.

[2]) Vrgl. o. S. 66.

sätzen zu einer politischen Dichtung zeigt er in seinen ersten Gedichten einen ausgesprochenen Hang zu dichterischem Philosophieren, das sich ganz in Hallers Bahnen bewegt. Erst unter dem Einfluß der immer heftigeren Kämpfe zwischen Herzog und Landschaft wird er ausschließlich in die Bahn der politischen Opposition gedrängt.

Natürlich ist auch diese spätere Dichtung G.s ohne literarische Beeinflussung kaum denkbar. Wie vertraut G. mit der politischen Aufklärungsliteratur jener Zeit ist, welch innigen Anteil er namentlich an Hallers politischen Romanen genommen hat, wird eine Besprechung des Briefwechsels zwischen Haller und G. zeigen. Hier sei nur etwas ausführlicher von den Anregungen die Rede, welche G. von der antiken Literatur erhalten hat.

G. ist wie sein Lehrer Haller und sein Freund Huber zeitlebens ein großer Verehrer der Alten gewesen.[1]) Bis ins hohe Alter hinein waren die klassischen Autoren seine tägliche Lektüre. Seine Gedichte verraten, wie sehr er in der alten Literatur zu Hause ist, wie sehr er bemüht gewesen ist, in die reiche Gedankenwelt der Alten einzudringen und ein persönliches Verhältnis zu ihnen zu gewinnen und zu pflegen. Schon die römische Geschichte hat ihn mächtig angezogen und auf sein politisches Denken befruchtend gewirkt. So sind ihm als Staatsmann vor allem Brutus und Seneca als vorbildlich vor Augen gestanden. Ebenso hat die antike Literatur seiner politischen Dichtung starke Spuren eingedrückt. Unverkennbar ist der Einfluß der politischen und patriotischen Dichtung des Horaz.[2]) In Horazischem Sinn ist es namentlich, wenn G. seine Stimme erhebt gegen die allgemeine Verwirrung sittlicher Begriffe als der Quelle alles Übels, welches Volk und Vaterland untergräbt — nur daß G. weitergeht und die Schuld an diesem sittlichen Ruin dem

[1]) Über Hallers Belesenheit in den römischen Autoren s. L. Hirzel a. a. O. LXXXIV f.

[2]) Vrgl. auch o. S. 36.

Hofe zuschreibt. Ist aber auch Horaz' Dichtung frei von jeder Opposition nach oben, so sind doch die Schriften einer großen Reihe von römischen Autoren einer späteren Zeit von antifürstlichen Tendenzen getragen. Neben dem Geschichtsschreiber Tacitus, auf dessen Schriften hier nicht des näheren eingegangen werden soll, sind dies namentlich Seneca und Juvenal. Bei der Bewunderung, die G. Seneca zollte, ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich mit der Geschichte dieses römischen Staatsmanns etwas vertrauter gemacht hat, wobei er wohl auch auf die Apocolocyntosis gestoßen sein müßte, jene schlimme Karikatur des Kaisers Claudius.

Nicht zweifelhaft kann sein, daß G. auf Juvenal fußt. Er vergleicht sich ja selbst einmal mit diesem Satiriker. Was Bitterkeit und Rachsucht anbelangt, überbietet wohl Juvenal seine Vorgänger. Ich wüßte keinen, der mit derselben Kühnheit den — allerdings schon verstorbenen — Despoten jenes Zeitalters die Maske vom Gesicht gezerrt und mit derselben Rücksichtslosigkeit den ganzen Sündenpfuhl an ihrem Hofe aufgedeckt hätte. Wie sarkastisch brandmarkt er doch einen Domitian, der die Frechheit hatte, Sittengesetze zu geben und namentlich die Polizeigesetze des Augustus zugunsten der Ehen zu erneuern, während er sich selbst den größten Ausschweifungen hingab und z. B. mit seiner Nichte in offenbarem Ehebruch lebte! (Satiren II, 29 ff.). Wie schonungslos stellt er die Greuelszenen am Hofe eben dieses Kaisers ans Licht! (X, 329 ff.). Welchen abscheulichen Tod wünscht er noch nachträglich einem Scheusal wie Nero! (VIII, 211 ff.). Und mit welch bitterem Spott überschüttet er die hohlen Schranzen am Hofe Domitians (III), darunter auch die servilen Rechtsgelehrten, die in ihrer Unterwürfigkeit selbst das Meer mit seinen Schätzen dem Despoten als Eigentum zuzusprechen bereit sind (III, 53 ff.). Liest man vollends, wie eindringlich Juvenal den Beamten ihre Pflichten vorhält, wie gebieterisch er fordert, daß bei einem Beamten nicht hohe Geburt, sondern wirkliche Verdienste maßgebend sein sollen: Unbestechlichkeit im Richteramt, Redlichkeit und Un-

eigennützigkeit in der Verwaltung, nicht zuletzt Standhaftigkeit gegenüber allen Drohungen der Tyrannen, Tugenden, die erst den Anspruch auf den Adel zu geben vermögen (VIII), so wird man anerkennen müssen, daß G. selbst — si parva licet componere magnis — sich nicht mit Unrecht einem Juvenal an die Seite stellt.

Man wird wohl kaum irren, wenn man G.s politische Dichtung schon in ihren ersten Keimen neben Haller auf Horaz und Juvenal zurückführt. Freilich erst unter dem mächtigen Einfluß der immer wachsenden Opposition der Landschaft gegen den Herzog sind diese Keime zu Früchten gereift, aber auch die spätere Dichtung G.s, die doch offenkundig in erster Linie aus den persönlichen Erlebnissen des Beamten geflossen ist, hat daneben immerwährend ihre Nahrung aus der antiken Literatur gezogen. So kommt es, daß wir unter G.s Gedichten kein einziges finden, das als Ganzes übernommen wäre, aber doch in den einzelnen Gedichten vielfach Anklänge, außerdem zahlreiche Zitate, die G.s Anklagen gleichsam erhärten sollen.

Sind aber auch G.s Forderungen teilweise schon vor ihm, teilweise gleichzeitig mit ihm erhoben worden, so gilt doch auch von ihm, daß er nachdrücklicher und eingehender als jeder andere außerwürttembergische Dichter seiner Zeit den Kampf gegen die Mißwirtschaft der Fürsten des 18. Jahrhunderts geführt hat. Ein Vergleich mit den Göttingern ist auch bei G. sehr lehrreich. Man wird keinen unter ihnen finden, der so energisch protestiert hätte gegen das schamlose Treiben der fürstlichen Werkzeuge, jener „Ungeheuer", die das Volk bedrohen, oder gegen die gewissenlose Seelenverkäuferei oder die Vergiftung der öffentlichen Moral von seiten des Hofes. Auch ist bei den Göttingern die politische Satire nur *eine* Seite ihrer dichterischen Tätigkeit, in G.s politischen Gedichten dagegen haben wir den ganzen G., in ihm ist die politische Opposition gleichsam Person geworden.

Noch bleibt die Frage zu erörtern, ob und inwieweit G. andern literarische Anregung geboten hat.[1]) Daß der junge Hartmann in G.s Spuren wandelt, wird unten gezeigt werden. Ob er indessen auch einer späteren Zeit, vor allem dem Stäudlinschen Kreis, als Vorbild vor Augen geschwebt hat, ist nicht zu entscheiden. G. scheint den späteren Generationen in der Hauptsache nur als Urheber der beiden Sammlungen von 1752 und 1769 bekannt geblieben zu sein;[2]) dies erhellt aus der Beurteilung, die Küttner im Plutarch 1830 G.s dichterischer Tätigkeit zuteil werden läßt. Es heißt hier: „Kühner Flug des Geistes oder der Einbildungskraft entdeckt sich in G.s Versen nicht, wohl aber edles Gefühl, Hang zur philosophischen Ruhe des Weisen und warme Menschenliebe, die stillen Freuden des Landlebens, der Freundschaft und Geselligkeit, das Lob des Schöpfers und der Natur sind die Gegenstände seines Gesangs." Diese Beurteilung von G.s dichterischer Eigenart ist übrigens bis in die jüngste Zeit herein maßgebend gewesen.[3])

Wenn wir G.s Gedichte zum Schluß noch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus betrachten wollen, so werden wir wohl scharf zu unterscheiden haben zwischen den großenteils noch auf Nachahmung beruhenden Gedichten der ersten Zeit und den späteren, die den Dichter auf eigenem Wege zeigen. Bei den ersteren stört fast durchweg die Ungelenkheit der

---

[1]) Man ist versucht, G. und Huber einen gewissen Einfluß auf die Göttinger zuzuschreiben. In den Jahrgängen 1771—74 des G. M.A. sind G. und Hubers politischen Gedichte die einzigen politisch-oppositionellen, abgesehen von zwei andern von Pfeffel (1772 S. 1, 1774 S. 40). Allein diese — sehr theoretische — Opposition der Göttinger ist zu verschieden von der unserer Württemberger, als daß beide miteinander in näherem Zusammenhang stehen könnten.

[2]) Seine späteren Gedichte waren zu zerstreut, viele derselben überdies gar nicht in die Öffentlichkeit gekommen.

[3]) Vrgl. die Darstellung bei Trost, Z. f. G. u. P. IV, 594 ff., und bei Krauß, Schwäb. Literaturg. I, 148.

Sprache und die Härte des Reims, dagegen zeigen die späteren einen leichteren Fluß des Reims und eine sicherere Gedankenprägung. Allerdings zeigt sich auch bei den letzteren mitunter, daß der Dichter mit der Form zu ringen hat, aber wir werden bei G. gern den Maßstab anlegen, den er selbst bei seinem Freund Huber angelegt hat, indem er von dessen 1775 erschienenen Gedichten schreibt: „Jeder Dichter, der aus Liebe zur Wahrheit und Tugend a. 75 schreibt, verdient meiner Meinung nach Dank und Unterstützung, wenn gleich an dem Gewande hie und da mit Recht etwas zu tadeln wäre". (Brief vom 10. März 1775 an Haller.)

Freilich auch inhaltlich wird die Lektüre von G.s Gedichten ein gewisses Gefühl des Unbehagens in uns hinterlassen. Gewisse Stellen könnten uns beinahe glauben machen, der Dichter sei um alle Liebe zur Gegenwart, um alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft gekommen. Aber dann und wann tritt doch wieder zutage, daß er noch Ideale im Herzen trägt, an deren Verwirklichung er unerschütterlich glaubt. Beim Blick auf Männer wie Huber und Benkendorf gewinnt er den Glauben an die Menschheit zurück und China, das Land, in dem Herrscher und Volk einmütig zusammenstehen, eröffnet ihm die Aussicht, daß auch seinem Volk eine bessere Zukunft vorbehalten sein könne. Gerade dadurch unterscheidet sich G. von Juvenal, mit dem er sich ja in stofflicher Hinsicht so nahe berührt. Juvenal geht dieser ideale Zug, dieser Glaube an eine bessere Zukunft vollständig ab. Auch ist die Entrüstung Juvenals vielfach doch so „schulmäßig trocken, daß sie vielleicht den Verstand, aber gar nicht die Seele des Lesers erregen kann," er ist „immer ärgerlich, nicht ergriffen, darum ist sein Pathos nicht tragisch, der ganze Eindruck nicht persönlich". [1]) Anders bei G.! In seinen Gedichten ist der Grundton immer ein tief wehmütiger und eben dieser melancholische Zug bringt ihn unserem Herzen

[1]) Fr. Leo, die römische Literatur, in dem Sammelwerk: Die Kultur der Gegenwart, Teil I Abt. VIII S. 363.

näher. Besonders aber vermögen uns die Stellen zu erwärmen, in denen so deutlich zutage tritt, daß ihm schließlich doch kein anderer Beweggrund die Feder in die Hand drückt, als die Liebe zu seinem Volk.

Gemmingens Briefe an Haller.[1])

G.s Briefe an Haller sind uns eine sehr willkommene Ergänzung zu seinen Gedichten. Haller und Gemmingen treten uns hier als Männer vor Augen, die wie wenige ihrer Zeit dazu berufen scheinen, über Menschen und Dinge zu urteilen. Ihr Briefwechsel ist ein Spiegelbild der gesamten Zeitbildung und Zeitanschauung. Über die verschiedensten Fragen haben sie sich zu verständigen gesucht, über Literatur, Politik, Verfassungsleben, und es zeugt ganz besonders von dem Ernst, mit dem diese beiden Männer ihren hohen Pflichten nachgekommen sind, daß sie auch die geringsten Fragen der Volkswirtschaft in ihren Gedankenaustausch hereingezogen haben. Aber von allen diesen Gedanken soll uns nur ein Teil hier beschäftigen, nämlich in erster Linie G.s Urteil über die innern Verhältnisse Württembergs und der übrigen deutschen Staaten, in zweiter Linie seine Ansichten über das Verfassungsleben der damaligen Zeit.

Wie in G.s Gedichten bildet auch in den Briefen der Kampf gegen den Despotismus das Leitmotiv für alle seine Gedanken. Vor allem ist ihm der württembergische Herzog und seine Regierung der Gegenstand des schonungslosesten Urteils. Er klagt darüber, daß in Württemberg die Einkünfte des Staats nicht zu den Bedürfnissen des Staats, sondern zu den „fieberhaften Träumen eines Despoten" an-

[1]) Der erste Brief Hallers an G. datiert vom 2. Mai 1748, der letzte vom 5. November 1777. Der Briefwechsel zwischen G. und Bodmer, der sich in demselben Band findet, ist nur vom literarischen Gesichtspunkt aus interessant. — Die Anmerkungen, die im folgenden zu den in den Briefstellen erwähnten Persönlichkeiten gegeben sind, stammen größtenteils aus der Ausgabe von Herm. Fischer.

gewandt werden (Br. 27 S. 33). Dieses Urteil stammt aus dem Jahr 1772, aber er urteilt über den Herzog auch einige Jahre nachher nicht besser. Der Herzog hatte 1776 anläßlich seiner Schweizerreise Haller besucht. Dieser berichtet darüber in einem Brief vom 21. September 1776 (Br. 71 S. 99): „Ewere Excellence werden vielleicht mit Vergnügen meine Unterredung mit dero Landesherrn hören. Sie ist sehr vergnügt vor sich gegangen: ich hatte eben einen guten Tag, und der Herr war sehr aufgeräumt. Sein Gespräch handelte fast einzig von der Auferziehungsanstalt,[1]) die sehr im Großen vor sich geht und unsers HEn Herrenschwandts[2]) völligen Beyfall hat. Ich erfreute mich des Herrn Gemüht mit dieser nicht nur unschuldigen, sondern sogar nützlichen Unternehmung so sehr eingenommen zu sehn, und freute mich über die Revolution. Auch die Dame[3]) schien bescheiden freundschafftlich und fürs gemeine Beste wohlgesinnt." — G. gibt darauf die kurze, aber vielsagende Antwort: „Das Portrait der Dame ist unverbesserlich, aber! wie sehr wünschte ich solches auch von dem andern sagen zu können" (Br. 72 S. 102). Tatsächlich ist es ja auch trotz des guten Einflusses, den Franziska von Hohenheim und die Beschäftigung mit philosophischen und pädagogischen Fragen auf den Herzog ausübten, mit vielem nicht besser geworden.

Den Herrenwillen des Herzogs macht er auch noch an andern Stellen für all das Elend verantwortlich, das sich über Württemberg seit beinahe 20 Jahren hereingewälzt hatte, daneben geißelt er freilich auch den Stumpfsinn und die Gleichgültigkeit des Volks: „Was man mit dieser schönen

[1]) Die „Auferziehungsanstalt" ist die Stuttgarter Akademie.

[2]) Schweizerischer Nationalökonom (ca. 1730—1805).

[3]) Offenbar Franziska von Hohenheim. Dieses Urteil G.s stimmt mit einem andern sehr wohl überein, das den segensreichen Einfluß Franziskas auf den Herzog noch rühmender hervorhebt: „Diese würklich gute Frau hat in der Tat den besten Willen von der Welt, so viel Gutes zu thun, als nur immer in ihren Kräfften stehet, und die Würkungen davon sind unläugbar." (Br. 76 S. 110.)

Hand voll Erde machen könnte! wenn der ewige Streit zwischen dem Despotismus nicht wäre, der alles zu Grunde richtet, selbst den sittlichen Charakter des Volks, und immer die Menge wider die kleine Zahl der Patrioten bewaffnet." (B. 35 S. 48.)

Oder Brief 56 (S. 78) rühmt die von der Natur so reich gesegneten Rebenhügel Württembergs und schließt: „Was könnte man mit einem solchen Lande anfangen, wenn man darin wüste, was publiq spirit für ein Ding wäre" (ähnlich Br. 20 S. 22).

Die Lotterie, deren üble Folgen in materieller und sittlicher Hinsicht Huber in seinem Drama „Das Lotto" so grell beleuchtet hat, gibt G. eine weitere Gelegenheit zu einem Ausfall gegen Karl Eugen. „Sie dulden doch keine Lotterien?" schreibt er am 24. Dezember 1773 (Br. 45 S. 63): „Es ist unglaublich, was diese welsche Pest nicht nur dem Vermögen, sondern vorzüglich dem Karakter unserer Völker für einen unersezlichen Schaden zufüget. Wenn von der Erhaltung der Rassen in den Stuttereyen die Rede ist,[1]) so sind unsere Fürsten äußerst sorgfältig, das ächte alte teutsche Blut darin zu erhalten, aber um wenige 1000 Louisdor geben sie die Sitten und den ganzen Karakter ihres Volkes preiß." Und etwas später: „Die Epidemie der Lotterie nimmt bei uns täglich zu. Ein neuer augenscheinlicher Beweis der Würkungen einer noch dazu äußerst eingeschränkten willkührlichen Macht, des scheinbahren Nuzens von einigen 1000 Louisdor's wegen sein ganzes Land den Freybeutern preiszugeben . . . . ." (Br. 47 S. 66.)

Den nackten Egoismus seines Herzogs geißelt er auch sonst gelegentlich. So weist die folgende Stelle ihrem ganzen Zusammenhang nach wieder auf Herzog Karl. G. spricht zunächst davon, daß die dalmatischen Gegenden in Rücksicht auf die Naturgeschichte noch sehr wenig untersucht seien,

---

[1]) Herzog Karls Marstall war in ganz Europa als einer der schönsten bekannt.

findet es aber nicht befremdend, da es ja die Schwäbischen „Alpen" ebensowenig seien. „In dergleichen Fällen zeiget sich die Armseligkeit, die Barbarey und Klein-Herzigkeit der Fürsten recht sichtbar, die zu ihrer Schande, zum Verderben ihrer Mitmenschen Millionen wegwerfen, aber zu ihrer wahren Ehre und zum allgemeinen Besten geizig sind." (Br. 33 S. 45.)

Mit welchem Eifer G. alle Versuche des Herzogs, sich durch Verkauf von Landeskindern Geld zu verschaffen, verfolgt hat, ergibt sich deutlich aus seinen Briefen an Haller zu Anfang des Jahres 1777, als der Herzog gerade mit den Engländern Unterhandlungen darüber angeknüpft hatte. Nachdem schon Hessen-Kassel, Braunschweig, Waldeck und Ansbach mit einander überbietendem Eifer den Engländern ihre Truppen angeboten hatten und bereits handelseins geworden waren, bot zu Ende des Jahres 1776 Württemberg durch seinen Agenten Römer den Engländern 3000 Mann an. Um sich von der Qualität der Truppen zu überzeugen, wurde Oberst Faucitt im Februar 1777 nach Stuttgart entsandt. Aber er fand nur steife, schäbige Überreste vom Siebenjährigen Krieg, der Handel zerschlug sich also trotz der ausgesuchtesten Artigkeiten und Aufmerksamkeiten von seiten des Herzogs. (H. C. 139.) Es scheinen aber doch Werbungen in Württemberg zustande gekommen zu sein, die indessen unter französischem Einfluß wieder aufgegeben wurden. — G. hatte über die Dienstfertigkeit der übrigen Fürsten geschwiegen, als aber die Reihe an die Württemberger kommen sollte, löste sich ihm die Zunge. In einem leider verloren gegangenen Brief vom 5. Februar 1777 (schon das Datum weist darauf hin, daß G. die württembergischen Werbungsversuche im Auge hat) gab er offenbar seiner Entrüstung über diese Seelenverkäuferei Ausdruck, denn Haller schreibt in der Antwort auf diesen Brief: „Diesesmahl war ich nicht Ew. Excellence Meinung. Es ist der Welt an Englands Erhaltung und Größe so viel gelegen, daß ich glaube, sie werde nicht zu theuer mit einigen Tausenden erkauft. Eng-

land allein kann dann und wann unterdrückten Staaten helfen, und die Almacht der großen Machten einschränken. Den Schaden der Entvölkerung sehe ich wohl ein, glaube aber hier sey der Fall der Notwehre." (Br. 78 S. 115.) So begeistert G. von England ist, will er doch von dieser Art von Unterstützung nichts wissen. Er schreibt als Antwort: „O! wenn man Engelland mit ein paar tausend Menschen aus seiner Verlegenheit retten könnte, wie gerne wäre ich da Eurer 2c. Meinung! Unserem, bis zur Beschwerde bevölkerten Lande würde das nicht einmal fühlbar seyn. Aber da sind Gegenkräffte, die ein freier Helvetier nicht einmal vermuthet, und die gleichwol die ganze Sache unthunlich machen. Absichten, die den Endzweck zerstören, die aber zum Exempel aus dem, was mit den Anspachischen Völkern vorgegangen, Licht erhalten." (Br. 79 S. 117.) Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß der Verkauf von Soldaten in fremde Dienste nicht gegen die Landesverträge verstieß.[1]) Aber Männern wie Huber und Gemmingen mußte dieser Bluthandel als der schreiendste Mißbrauch fürstlicher Allgewalt erscheinen, der nie und nimmer zu entschuldigen und zu dulden sei.

Wenn im vorhergehenden alle diese Urteile G.s über Herzog Karl zusammengetragen wurden, so geschah dies, weil sie in ihrer Gesamtheit evident beweisen, wie entschieden G. in den mannigfachsten Beziehungen die Regierung seines Herzogs wenigstens bis in den Anfang der achtziger Jahre hinein verurteilt hat, und wie wenig Anlaß er hatte, sich den Stoff zu seinen Satiren aus andern Staaten zu holen.

Auch der Despotismus, der in andern Teilen des deutschen Vaterlandes damals sich breit machte, ist ihm freilich ebensowenig entgangen. G. D. Hartmann hatte ohne seinen Namen zu nennen, sich erlaubt, Haller bezüglich seines „Usongs" einige Vorstellungen zu machen. Der junge, damals noch ganz von Klopstockischem Patriotismus erfüllte

[1]) Vrgl. Rümelin, Württemberg im Spiegel fremder Beobachtung S. 317.

Stiftler hatte dem Schweizer Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht Deutschland, sondern Asien zum Schauplatz seines politischen Romans erkoren habe. Haller bat G., diesen Anonymen ausfindig zu machen (Br. 30 S 39). G. antwortete darauf, vermutlich stecke Garter, ein anderer Stiftler, hinter diesem anonymen Schriftstück und fährt dann fort: „Aber die Welt kennt er nicht, und kann sie auch nicht kennen. Dies zeigt der Vorschlag, den er Euer Hochwohlgeboren gethan hat. Just daß Sie die Szene der Handlungen in ein uns wenig bekanntes Land, unter einen fremden Himmel und fremde Sitten sezen, vermehrt des Usongs Werth, und macht uns alle Umstände neuer und interessanter. Wer einen Teutschen Fürsten dazu wählen wollte, würde in die gleich unangenehme Nothwendigkeit gerathen, entweder einen ganz unwahrscheinlichen Panegyricus, oder eine unwillkommene Satyre zu schreiben." (Br. 31 S. 42.)

Dieses Urteil G.s gründet sich nicht etwa bloß auf die schlimmen Erfahrungen, die er im württembergischen Herzogtum gemacht hat, sondern seine Briefe bekunden, daß er mit nicht minder lebhaftem Interesse die innern politischen Zustände anderer deutscher Staaten verfolgt hat. So hat er gelegentlich Darmstadt seine Aufmerksamkeit zugewandt. Diesem Land war es unter einer Reihe von schlimmen Despoten von Anfang des 18. Jahrhunderts bis in G.s Zeit nicht viel besser gegangen als Württemberg. Die Landgrafen Ernst Ludwig (—1738), Ludwig VIII. (1738—68), Ludwig IX. (1768—1790) haben miteinander gewetteifert in Tyrannei und Willkür. G. geißelt sie in einem Brief vom 2. Juni 1772 aufs schärfste (Br. 22 S. 24): „Aber für Darmstatt wäre es freilich die äußerste Strafe des Elends, wenn auf einen Komödianten, ein wilder Jäger, auf diesen ein Gespenster sehender Thraso, und auf diesen endlich ein Freygeist[1]) folgen sollte." Und etwas später: „Gott gebe, daß

[1]) Der zu befürchtende Freigeist ist der Erbprinz, später Ludwig X. (reg. 1790–1816), der eben mit Leuchsenring auf der Reise war.

die Darmstättische Prinzen[1]) gerathen! Dieses arme Land sollte endlich wohl auch einmal einen Menschen zum Fürsten bekommen!" (Br. 29 S. 38.)

Das allgemeine Verdammungsurteil, das G. über die deutschen Fürsten[2]) von damals fällt, trifft auch Friedrich den Großen. Anläßlich des Besuchs Zimmermanns bei Friedrich dem Großen berichtet G. an Haller: „Was halten sie von Zimmermanns Zusammenkunft mit dem König von Preußen? Mir hat nichts daran gefallen, als daß der Zongtu[3]) dem Mandarinen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wieder den er einmal schrieb, ohne seine Schriften gelesen zu haben. — Sonst hat mich Zimmermanns Affektation betrübt, Schmeicheley in alle Perioden zu mischen, und des Königs Eitelkeit, auch da gelehrt zu scheinen, wo er es gewiß nicht ist, auch nicht schuldig ist zu seyn. So klein sind die sogenannte grose Menschen, wenn man sie von der Nähe betrachtet!" (Br. 22 S. 24.)

Daneben tritt aber doch gelegentlich die Hochschätzung von Friedrich dem Großen zutage. Friedrich August III., der Gerechte von Kursachsen, war 1778 auf preußischer Seite am bayrischen Erbfolgekrieg beteiligt. Dies gibt G. Anlaß, Friedrichs des Großen geschickte Politik zu rühmen, da er es verstanden habe, aus einem bisherigen Feind und Rivalen einen persönlichen Freund und Anhänger zu machen. (Br. 87 S. 131.)

Aber im allgemeinen war die Stimmung gegen Friedrich den Großen zu jener Zeit in G.s Kreis nichts weniger als eine freundliche.[4]) Schon die Gedichte geben Anlaß,

---

[1]) Außer dem Thronfolger Ludwig X. noch Friedrich Ludwig (1759—1802) und Christian Ludwig (1763—1830).

[2]) Von allen Fürsten Deutschlands weiß G. nur einen zu loben, den rechtschaffenen Markgrafen von Baden, der sein persönlicher Freund war (Br. 29 S. 37).

[3]) Zongtu = König, Name ans Hallers Usong.

[4]) In den Ansichten G.s wie Hubers ist mit der Zeit ein Wandel eingetreten. In seiner Gedichtsammlung von 1753 nennt

darauf hinzuweisen, daß G. Friedrichs Eroberungspolitik durchaus zuwider war, daß namentlich auch Friedrichs Polenpolitik die schlimmsten Befürchtungen in G. geweckt hat. Auch ist es einem hellblickenden Mann wie G. sicher nicht entgangen, daß unter den fürsorglichen Grundsätzen des aufgeklärten Despotismus eines Friedrich II. noch viel Härte und Willkür wucherte. Endlich mag auch Friedrichs Irreligiosität und seine Vorliebe für die französische Literatur ihn Männern wie G. und Huber entfremdet haben. Daß man im Gemmingenschen Kreise tatsächlich nicht am besten über Friedrich den Großen dachte, geht deutlich aus Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, X, 37 f. hervor. Nur schiebt Nicolai dies andern Gründen zu. Er klagt darüber, es sei in Deutschland eine gewisse Partei gewesen, welche sich mit großer Schlauheit ein eigenes Geschäft machte, den preußischen Staat und alles, was dessen Regenten tun, „auf die ungünstigste Seite vorzustellen und darüber ganz falsche Nachrichten geflissentlich auszubreiten," welche auch bei den unparteiischsten Leuten mehr oder weniger Glauben finden. Er habe dem Herrn von Gemmingen seine Fragen über verschiedene, ganz ungereimt falsche Nachrichten vom König beantwortet und ihm zum Teil die wahre Beschaffenheit der Dinge erzählt. Daraufhin sei auch Gemmingen offenherziger geworden und habe die Quellen genannt, aus denen die falschen Nachrichten geflossen seien, „über welche man sich wohl hätte wundern können." — Es ist also wahrscheinlich, daß falsche Gerüchte über Friedrich den Großen dazu beigetragen haben, die ohnedies schon gereizte Stimmung G.s gegen Friedrich zu erhöhen. Wenn aber Nicolai diese Mißstimmung lediglich auf falsche Infor-

G. Friedrich „unsern großen Friedrich" und auch Huber hat ihn ja in seiner ersten Gedichtsammlung mit Begeisterung gepriesen. Mag auch bei Huber eine zeitweilige Verstimmung gegen Friedrich d. Gr. Platz gegriffen haben, so beweisen doch die begeisterten Worte, die Huber in seiner Selbstbiographie diesem Fürsten zollt, daß er später zu einer gerechteren Beurteilung des großen Königs gekommen ist.

mationen zurückführt, so täuscht er sich; es ist schon oben gezeigt worden, daß der große König und der württembergische Staatsmann sich in vielen prinzipiellen Fragen schroff gegenüberstanden, und daß G. bei aller Bewunderung, die er für Friedrich als den Vertreter humanerer Regierungsgrundsätze hegte, sich doch eher ablehnend gegen ihn verhalten mußte.

G. hat also in keinem deutschen Herrscher das Ideal eines Fürsten verkörpert gefunden. Er ist indessen gerecht genug, dies nicht nur der Persönlichkeit der einzelnen Fürsten, sondern ebensosehr den unvollkommenen Regierungsformen zuzuschreiben. Gerade durch die Verhältnisse seiner engeren Heimat ist in ihm ein tiefes Interesse für die Verfassungsfragen geweckt worden, und seine Ausführungen gewinnen dadurch an Bedeutung, daß sie fast durchweg an württembergische Verhältnisse anknüpfen und sich nicht in leeren Spekulationen bewegen, wie dies bei den Schriftstellern der Aufklärungszeit so häufig der Fall war. Kommen dem schweizerischen Staatsmann die politischen Kenntnisse zu statten, die er sich neben seiner politischen Tätigkeit in der Heimat vor allem auf seinen Reisen nach London und Paris erworben hatte, so schöpft G. dafür aus dem reichen Schatz an politischen Erfahrungen, den er in den Jahren des zähen Kampfes zwischen Herzog und Landschaft zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte.

Die Gedanken über das Ideal einer Regierungsform sind hauptsächlich im Anschluß an die Besprechung von Hallers Staatsromanen ausgetauscht.

Haller hat einen ausgesprochenen Hang zur Republik, erkennt dabei aber auch die Vorzüge der Monarchie an. Im Gegensatz zu G. aber, der von Anfang an für die beschränkte Monarchie eintritt, hat sich Haller offenbar eine Zeitlang von den Ideen des aufgeklärten Absolutismus blenden lassen und ist erst allmählich zu der Überzeugung durchgedrungen, daß der beschränkten Monarchie doch der Vorzug gebühre.

Am erstrebenswertesten von allen Regierungsformen erscheint Haller die Republik. In der Monarchie stören ihn die Unsummen, die zur Unterhaltung der Höfe und der stehenden Armeen verwandt werden (Br. 24 S. 27; Br. 69 S. 97). Haller sieht aber auch die Schattenseiten der republikanischen Verfassung (Br. 23 S. 25). „Die Republik thut wenig Böses, aber nicht genug Gutes." Ein weiser Fürst könne demgegenüber tausend delikatere Operationen zustande bringen, wenn es sich um gemeinnützige Anstalten handle, namentlich werden auch in freien Staaten die Wissenschaften nicht genügend gepflegt. (Br. 34 S. 46.)

Auch G. sind die Vorzüge der republikanischen Staatsverfassung nicht entgangen. Er hat in vieler Beziehung sehnsüchtig nach der Schweiz als seinem Ideal gesehen. Bei einem Vergleich mit der Schweiz mußte ihm die Unwürdigkeit der politischen Verhältnisse seines Heimatlandes nur noch deutlicher zum Bewußtsein kommen. So in Sachen der öffentlichen Erziehung: „Was Bern zur Unterhaltung seiner Kinder gethan hat, zeigt das Übergewicht freyer Staaten gegen despotische Regierungen in öfentlichen Anstalten". (Br. 22 S. 24.) Aber noch mehr hat G. betont, wie die Sorge für das materielle Wohl der Bürger in der Schweiz so ganz im Gegensatz stehe zu der prassenden Verschwendung und dem krassen Egoismus seines eigenen Fürsten. Die Gelegenheit dazu bieten ihm die furchtbar hohen Getreidepreise in Württemberg während des Jahres 1772. Der Herzog hatte geglaubt, der Teuerung durch eine Fruchttaxe abhelfen zu können. Das hatte nur zur Folge, daß die Frucht beim Steigen der Preise im Ausland heimlich nach auswärts verkauft wurde und alle Frucht vom offenen Markt verschwand; während nach den Aufnahmen vom Februar die Vorräte bis zur Ernte gereicht hätten, stand man schon nach Ostern mitten in der Hungersnot. Schwer rächte sich jetzt wieder die Wegnahme der Kommunfruchtvorräte durch den Herzog. Aber trotz der Vorstellungen des Ausschusses, teuer Brot sei noch immer besser als gar keines, hob der Herzog

die Fruchttaxe nicht auf und die Landschaft mußte selbst mit erheblichen Kosten Getreide von auswärts einführen lassen (H. C. S. 281). Die niederen Fruchtpreise, die Haller demgegenüber für die Schweiz feststellt, veranlassen G. zu der Frage: „Ist hier der Unterschied zwischen den beiden Regierungen, und seine erstaunliche Würkung nicht sichtbar?" (Br. 29 S. 38.)

Obwohl aber G. die Vorteile, welche die republikanische Staatsform bietet, vollauf zu würdigen wußte, und obwohl ihn keiner der ihn umgebenden monarchisch regierten Staaten befriedigen konnte, ist er doch ein treuer Anhänger des monarchischen Prinzips geblieben. Den durch Rousseau genährten Irrtum, als ob republikanische Freiheit das einzig Erstrebenswerte sei, teilt G. nicht.[1]) Dies ist um so auffallender, als G. ein begeisterter Verehrer des klassischen Altertums war und als Reminiszenzen aus dem klassischen Altertum G.s Zeitgenossen die Begeisterung für die republikanische Staatsform besonders nahezulegen pflegten. G. erhebt sich durch dieses politische Verständnis über viele seiner Zeitgenossen, noch mehr aber dadurch, daß er wiederum nicht den aufgeklärten Despotismus, sondern die beschränkte Monarchie als die erstrebenswerteste Staatsform anerkannt hat. In dieser Hinsicht zeigt sich besonders deutlich seine Selbständigkeit gegenüber Haller. Dieser hatte sich, wie so viele Männer des 18. Jahrhunderts, für die Ideale des aufgeklärten Despotismus begeistert und in seinem ersten politischen Roman, dem Usong, dieser Begeisterung Ausdruck gegeben. G. gesteht, Usong habe „seinen Augen unzälige angenehme Thränen entlocket" (Br. 13 S. 11), aber als Freund der beschränkten Monarchie mißfällt ihm an Usong vieles und er wagt, wenigstens an einzelnen Stellen, Kritik zu üben: „Wieder einige Verordnungen des Persers in bürger-

[1]) Daß G. Rousseaus ganze Philosophie verwirft, beweist Br. 58 S. 80, in dem er unter anderem schreibt: „Ich hasse ihn von ganzem Herzen."

lichen Angelegenheiten würde ich etwas einzuwenden haben, wenn hier der Ort dazu wäre. Eine traurige Erfahrung, die Sie glücklicher Republikaner nicht bekommen können, hat mich davon überzeugt, ein Fürst solle unter keinem Vorwande, wenn es auch der beste wäre, einen Einfluß in einzelne Privatstreitigkeiten haben.... Wenn der Fürst kein Usong an Verstand und Herzen ist, werden sie immer ungleich mehr Böses stifften als Gutes." (Br. 13 S. 11.) Haller verteidigt sich, indem er die Kabinettsjustiz aus der Geschichte des Orients rechtfertigt: „Was den Usong betrifft, so ist der Vorsitz der morgenländischen Monarchen bey den Rechtssachen historisch. — Kein löblicher Fürst hat sich dieser Mühe entzogen. Mich deucht auch, ein kleiner Fürst könne dabey parteyische Absichten haben, nicht so leicht aber ein großer Monarch, aber noch minder ein Usong, ein vollkommener Fürst." (Br. 14 S. 12.) Daraufhin scheint G. in einem verloren gegangenen Brief vom 13. Januar 1772 seine Ansicht noch einmal begründet zu haben, die offenbar darauf hinging, daß beim aufgeklärten Despotismus eben alles nur auf die Kraft und die Einsicht der zufällig herrschenden Persönlichkeit gestellt sei. Haller hat sich auch durch diese neue Begründung nicht überzeugen lassen, dies erhellt aus seiner Antwort: „Ich dächte, ein Fürst, der seine Pflichten liebte und auszuüben gewohnt wäre, würde kein ungerechter Herr sein. Nur die trägen Fürsten, die sich von Lieblingen und Kammerdienern beherrschen lassen, die spotten des Rechts und beugen es." (Br. 15 S. 13.)

Erst an dem tragischen Ende Struensees gelingt es G., Haller etwas deutlicher vor Augen zu führen, wie unsicher die Verhältnisse selbst in den bestregierten despotischen Staaten seien: „D[änemark] ist ein neuer Beweiß, daß der beste Despotismus nichts tauget, und hierin Koppenh[agen] Konstantinopel so ähnlich ist, als Paris. Gott behüte uns vor dieser Gift der Erde." (Br. 18 S. 19.)

Dieser Hinweis auf Dänemark bringt Haller G.s Ansicht tatsächlich näher. Er schreibt in seiner Antwort: „Dem

ist also, und der Despotismus ist ein Übel, er mag in den Händen eines Fürsten, einer Buhlschafft, eines Ministers oder einer Republik sein." (Br. 19 S. 20.)

Haller sind offenbar die Mängel des aufgeklärten Despotismus von Anfang an nicht so klar gewesen, und es ist leicht möglich, daß er erst durch G. dazu veranlaßt wurde, auch die Vorzüge der beschränkten Monarchie darzustellen. Zum mindesten ist anzunehmen, daß er erst durch G.s Briefe zu einem volleren Verständnis Montesquieus, des Verfechters der beschränkten Monarchie, geführt worden ist. Sicher ist, daß der Plan Hallers, die gemäßigte Monarchie darzustellen, erst ziemlich spät nach Erscheinen des Usong auftaucht[1]) (Brief 26 vom 16. August 1772). Damit war natürlich von selbst gegeben, daß auch eine Darstellung der Republik nicht fehlen durfte. „Wann ich gesund bleibe und etwas Zeit gewinne, so denke ich an Alfred den Großen, der zugleich den Anlaß geben kann, das Gute einer gemäßigten Monarchie vorzustellen. Und endlich, wenn ich so sehr lang leben solte, an den Fabius Cunctator und die Republik."

Bei G. hat dieser Plan Hallers begeisterte Aufnahme gefunden: „Wie aufrichtig wünsche ich Ihnen Muße und Gesundheit zum Alfred, und zur Republiq ꝛc. In allerwege ist eine gemäßigte Monarchie die tüchtigste Regierungsform zu großen und guten Handlungen. Aber wo soll diese Mäßigung herkommen, wenn der Monarch schlimm ist, und durch welches Wunder soll er in diesem allgemeinen Verderben für dem ansteckenden Giffte bewahret werden? von dem sich Privatfamillen nicht bewahren können. Was ist es

[1]) Auch Widmann in seiner Abhandlung „Albrecht von Hallers Staatsroman" (1894) S. 53 berichtet, daß wir kein Zeugnis dafür besitzen, daß Haller schon anfangs den Plan hatte, alle drei Romane zu schreiben. Ebenso scheinen die wenigen Angaben in den Vorreden zu den Romanen, die auf ihre Entstehung, namentlich auf die des Usong einiges Licht werfen, die Vermutung nahe zu legen, daß Haller anfangs nur diesen einen Roman (Usong) zu schreiben beabsichtigte.

hernach, bey dem besten Monarchen, für eine precarische Glückseligkeit, wenn solche bloß auf seinem Athem beruht, wenn der Sohn die Gewalt hat, alle gute und grose Handlungen seiner Väter mit einem einzigen Machtanspruch zu zerstören?

Den, dessen Machtspruch ein Orakel,
Des Wort ein Fatum ist, den laßt uns fliehn,
Er ist ein rasender mit einer Fakel
In einem Pulver-Magazin.

Hier bleibt Engelland wegen seiner dritten Gewalt zwischen dem Könige und Volke, und vice versa immer die vorzüglichste Verfassung und lange vorzüglicher als Rom, oder Griechenland." Dann folgt wieder der Hinweis auf die teuren Fruchtpreise in Württemberg und im Anschluß daran das schon erwähnte Urteil über Herzog Karl, der die Einnahmen des Staats nicht zu den Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt verwende, sondern zu seinen eigenen fieberhaften Träumen. „Meinem Bedünken nach kan ein Mensch, der keine Gränzen als seines Willens kennt, unmöglich mit der Continuation gut seyn; hier würde villeicht der rechtschaffenste Mann scheitern, noch viel eher ein Fürst, von dessen Wiege an so viele Menschen an seiner Corruption arbeiten. Ein physisches endliches Wesen muß auch seine moralischen Gränzen haben, deren Überschreitung nicht blos von seinem Willen abhänget." (Br. 27 S. 33.)

G.s Ideal ist also die beschränkte Monarchie nach englischem Muster. Er erhebt sich durch dieses Ergreifen des konstitutionellen Gedankens über die meisten seiner Zeitgenossen.

Im allgemeinen ist es dem 18. Jahrhundert vor der französischen Revolution trotz der Lehren Montesquieus ziemlich schwer gefallen, die ganze Bedeutung einer Verfassung für ein Volk zu verstehen. Der Grund liegt wohl zum größten Teil darin, daß in den absolutistisch regierten Staaten Deutschlands es überhaupt längst keine Volksrechte mehr gab und daß daher längst auch in den gebildeten

Kreisen jedes staatliche Rechtsbewußtsein erstickt war. In Württemberg war dies anders. Hier hingen, wenn nicht die Geringeren unter dem Volk, so doch die gebildeten Kreise noch zäh an der überlieferten Verfassung; dies zeigt sich ja am deutlichsten an der Ausdauer, die die Landschaft bei ihrem Kampf gegen Herzog Karl an den Tag legte, wie später auch bei dem Verfassungskampf in den Jahren 1815/19.

Wie wohltätig, ja wie durchaus notwendig eine Beschränkung der fürstlichen Macht durch die Kontrolle einer Volksvertretung gewesen wäre, konnte G. an den württembergischen Verhältnissen besonders deutlich zum Bewußtsein kommen. Andererseits zeigten gerade die Vorgänge in Württemberg G. besonders anschaulich, wie schwer es bei einer Verteilung der Macht zwischen Fürst und Volk sei, das Gleichgewicht zu erhalten und wie wahrscheinlich, daß auf seiten des Volkes die Macht sich mindere, während sie auf seiten des Fürsten sich steigere. Eben aus diesem Grunde hat wohl G. die große Bedeutung eines mächtigen, unabhängigen Adels als eines Bindeglieds zwischen Herrscher und Volk so nachdrücklich betont, weil er nur einen selbstbewußten Adel für fähig hielt, den Machtgelüsten eines Fürsten einen Damm entgegenzuwerfen.

Haller hat diesen Fragen gegenüber nicht von Anfang an den festen Standpunkt gewonnen wie G. Auch nachdem er schon die Darstellung der Vorzüge einer beschränkten Monarchie angekündigt hatte, hat er immer noch geglaubt, man müsse den Hebel an der Person des Fürsten, anstatt an der Verfassung ansetzen. Demgegenüber hat G. immer wieder hervorgehoben, daß es mehr auf die Verfassung als auf die Person ankomme, welche die Macht ausübe.

Auf die oben angeführte Stelle, in der G. die Notwendigkeit erhärtet, daß ein physisch endliches Wesen seine gesetzlichen Grenzen haben müsse, daß unmöglich ein Land glücklich sein könne, das von dem Willen eines einzelnen abhänge, antwortet Haller, es komme eben alles darauf an,

den Monarchen gut zu erziehen: „Freylich ist alles verlohren, wann der Monarch böse ist. Das muß man suchen zu verhindern und ihn wol erziehen. Ist der Stammvater ein Usong, so ist es nicht unmöglich, einen Ismael wohl zu bilden, der seinen Thronfolger wohl erziehe. Allerdings ist bey der despotischen Regierung keine wahre Hülfe. Doch kan man den Wagen spannen und den Sturz langsamer machen, indem man die orientalische und französische plötzliche Befolgung der fürstlichen Befehle hemmt." (Br. 28 S. 34.) Wie kühn erscheint es demgegenüber, wenn G. wohl im Blick auf Männer wie Joh. Jak. Moser in seiner ersten Gedichtsammlung es den Staatsmännern zur Pflicht macht, die schlimmen Fürsten von ihren finsteren Plänen abzuschrecken! Überhaupt wird man wohl sagen dürfen, daß in diesen Briefen der württembergische Staatsmann den schweizerischen an trotzigem Selbstbewußtsein noch überbietet.

Als Hallers Alfred der Große erschien, hat ihn G. mit großer Begeisterung aufgenommen. „Alfred hat mich in Entzückungen hingerissen, öffters in Thränen geschmolzen, und gleich auf der Stelle hingerissen, in Deutschlands Namen seinem verehrungswürdigen Geber für dieses unschätzbare Geschenke tausend Dank zu sagen. — Wie freute ich mich, auf der 121. Seite einen Gedanken zu finden, den ich längst, aber weit unvollkommener so ausgedrückt hatte:

Ein schrankenloses Regiment,
War stets das schlimmste Gifft der Erden,
Der Mensch, der keine Grenzen kennt,
Ist schon ein Unthier, oder muß es werden." (Br. 44 S. 61.)

G. hat natürlich sein Interesse auch den Beziehungen der deutschen Staaten zueinander, wie auch den großen weltpolitischen Fragen zugewandt, die damals die Gemüter in Spannung hielten. Er scheint indessen diesen Fragen, namentlich den außerdeutschen Verwicklungen, weniger Interesse entgegengebracht zu haben als Haller. Dies erhellt schon rein äußerlich daraus, daß Haller es gewöhnlich ist, der diese Fragen anschneidet und daß G. oft nicht einmal

auf eine weitere Erörterung der von Haller behandelten Fragen eingeht.[1]) Wie hätte sich auch G. viel um Türkenkriege und andere Händel kümmern sollen, da doch die Verhältnisse der Heimat seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft erforderten. Dagegen ist es wieder ganz bezeichnend, daß G. Fragen anderer Natur aufgreift und sich mit ihnen zu beschäftigen pflegt. Wenn es gilt, ungerechte Dienstentlassung[2]) und kriechende Schmeichelei[3]) zu brandmarken oder aber den heldenmütigen Tod eines Ministers wie Struensee[4]) zu rühmen, da kommt G. Haller immer zuvor und findet gewöhnlich auch die treffenderen Worte.

Nur auf Ein Beispiel sei hier eingegangen, nämlich auf G.s hartes Urteil über Lavaters „Physiognomische Fragmente", denn hier zeigt sich uns G. wieder so ganz in seinem stolzen Selbstbewußtsein und seinem tief eingewurzelten Unabhängigkeitsgefühl. Lavater hatte begonnen, auch Fürsten in seine physiognomischen Beobachtungen einzuschließen, und zwar in einer ziemlich kriecherischen Weise. G. schreibt darüber[5]) an Haller: „Bald dehnet Lavater seine physiognomische Beobachtungen zu sehr aus. Fürsten kennt der sonst gewiß würdige Mann am wenigsten. Es scheint, er habe diese Art Menschen immer auf der Bühne, und nie hinter den Coulissen entkleidet gesehen, nie ihren Nachtstuhl examiniert, um zu wissen, ob sie Götter sind wie Antigonus sagte." (Br. 68 S. 95.)

Ich wüßte nichts Besseres an den Schluß der Be-

---

[1]) So gibt G. auf die Erwähnung des Türkenkriegs (Br. 53 S. 73), auf die Schilderung der französischen Verhältnisse Br. 53 S. 73, Br. 57 S. 79, Br. 69 S. 97, Br. 78 S. 114 keine Antwort.

[2]) Br. 51 S. 71.

[3]) Br. 68 S. 95.

[4]) Br. 31 S. 42.

[5]) G. hatte wohl vor allem die Besprechung der Porträts der Kaiserin Katharina II. von Rußland (Phys. Fragm. 3, 323 f.) und Friedrichs des Großen (Phys. Fragm. 3, 348 ff.) im Auge (vrgl. den Brief Hallers vom 23. Aug. 1771 S. 134).

sprechung von G.s Briefen zu setzen als eine Stelle aus einem der Briefe selbst, in der er seiner hohen Auffassung von seinem Beruf, wie von dem eines Fürsten Ausdruck verleiht: „Das Bewusstseyn, nicht nur für sein Volk, sondern auch für andere zu arbeiten, die Glückseligkeit nicht nur seiner Welt, sondern auch der künftigen zu befördern, ist doch die höchste Belohnung, die ein Mensch in diesem Leben erwarten kann. Ich habe immer des Antigonus Ausspruch bewundert: Ohne das Vermögen, die Menschen glücklich zu machen, wäre es der Mühe nicht werth, König zu seyn." (Br. 47 S. 66.)

G. hat das Ideal eines Staatsmanns, das er in seiner Dichtung gezeichnet hat, im Leben zu verwirklichen gestrebt. Nervös und zur Schwermut geneigt, wie er war, wäre er nicht imstande gewesen, mit der Rücksichtslosigkeit eines Moser den absolutistischen Ansprüchen Herzog Karls entgegenzutreten. Er war nicht der Mann, sich öffentlich ins Mittel zu schlagen, es entsprach seiner Natur mehr, in der Stille zu wirken, „durch persönliche Milde den Verhältnissen ihre Schärfe zu nehmen".[1]) Überall zeigte er eine lebendige Betätigung in der Liebe zum Nächsten, die mit der herzlosen Selbstsucht vieler Beamten in klaffendem Widerspruch stand. Vor allem gab er inmitten einer korrumpierten Beamtenschaft selbst das Beispiel eines treuen und gewissenhaften Staatsdieners. Überall wußte er den Geist der Ordnung, des Fleißes, der Unbestechlichkeit zu verbreiten. Für unparteiische Rechtspflege, gegen Mißbräuche und Betrügereien in der Verwaltung der Staatsgelder hat er alles getan, was in seiner Macht stand. Nicht minder heilsam war sein Einfluß auf die Beziehungen Württembergs zu den umliegenden Staatsgebilden. Der oppositionelle, klatschsüchtige Petersen, dessen hinterlassene Papiere man in dieser Beziehung gewiß gelten lassen wird, rühmt G. wegen seiner

[1]) Fischer.

redlichen Bemühungen zur Anbahnung besserer Beziehungen zu den umliegenden Reichsstädten. Es gereiche der württembergischen Regierung zu großer Ehre, daß sie sich gegen die geringsten Nachbarn — kleine Reichsstädte, Klöster, Edelleute — durchaus rechtlich, ja vielleicht eher zu nachgiebig betragen habe. An diesem Verdienste habe aber bei weitem am meisten G. Anteil. Vor seiner Zeit habe man sich auch gegen fremde Mitstände, z. B. Eßlingen, die schändlichsten Gelderpressungsmittel erlaubt, etwas Ähnliches sei unter ihm später nie mehr geduldet worden.

Das Bild G.s wäre nicht vollständig, wenn wir nicht auch seiner persönlichen Eigenschaften gedenken würden.

Er war eine weiche, künstlerisch veranlagte Natur. Er hatte Liebe für die bildende Kunst und für die Musik; 1786 hat er sogar eine Sammlung Klaviersonaten veröffentlicht. Neben der Poesie, der er ja bis an sein Lebensende treu geblieben ist, pflegte er die Philosophie und Geschichte, wie er überhaupt den geistigen Bewegungen seiner Zeit ein verständnisvolles Interesse entgegengebracht hat.

Seine letzten Lebensjahre waren durch eine tiefe Schwermut getrübt, und er ist wohl nie zu jener milderen Beurteilung der von ihm selbst erlebten Geschichte Württembergs gekommen, wie sie sein Freund Huber gefunden hat. Er starb am 19. Januar 1791.

Der Herzog wollte ihm in der Spitalkirche ein Monument errichten, aber G. selbst hatte verordnet, in das Familienbegräbnis zu Bürg bei Neuenstadt a. K. verbracht zu werden; dem Zuge, der am 22. Januar seine Leiche dorthin geleiten sollte, folgte Karl mit dem Staatsminister von Uxkull bis über das Ludwigsburger Tor hinaus.

Kazner.

Neben den beiden Freunden darf hier ein Dritter genannt werden, Johann Friedr. August Kazner. Nicht als ob sein Leben und Dichten soviel des Interessanten bieten würde wie das Hubers und Gemmingens, aber er

verdient doch insofern einen Platz an ihrer Seite, als seine Dichtung sich in ganz ähnlichen Bahnen bewegt wie die dieser beiden Männer.

Kazner ist am 29. Mai 1732 zu Stuttgart geboren. Von seinem Leben wissen wir nicht viel mehr, als daß er es im Laufe der Jahre zum Herzogl. Württ. Hofgerichts- und Kanzleiadvokaten zu Stuttgart und 1781 zum Gräfl. Degenfeldischen Hofrat zu Frankfurt a. Main gebracht hat. Mehr als dies besagt die Tatsache, daß er ein langjähriger vertrauter Freund Gemmingens gewesen und nachher auch sein Biograph geworden ist. 20 Jahre lang war ihm, wie er sich in dieser Lebensbeschreibung ausdrückt, das Glück seines genauen Umgangs gegönnt, an dessen Stelle in den letzten Jahren bis zu Gemmingens Tod ein sehr lebhafter und herzlicher Briefwechsel getreten ist. Kazner ist also auch in der Fremde mit seiner Heimat in Fühlung geblieben.

Schriftstellerisch ist er zuerst hervorgetreten im Jahre 1760 und zwar durch ein Produkt: „Die Kriegskunst, ein Gedicht aus dem Französischen des Königs von Preußen." Erst 1775 sind dann seine Fabeln gefolgt, und zwar anonym. 1786[1]) gab er seine Fabeln, Epigramme und Erzählungen heraus, diese mit Namen. Beispiele seiner Poesie finden sich auch in Matthisons lyrischer Anthologie 4, 247—253.

Ähnlich wie die Dichtungen Hubers und Gemmingens, freilich nicht in dem ausgedehnten Maße, sind auch die Kazners von politischen Oppositionsgedanken durchsetzt. Die Sammlung von 1786 greift ja eigentlich über die Zeit hinaus, die hier behandelt werden soll. Aber einmal sind die Produkte dieser späteren Sammlung sicher großenteils in einer früheren Zeit entstanden, zum andern liegen sie durchaus in

[1]) Die meisten seiner Erzeugnisse, vor allem seiner Fabeln, sind also wohl in Württemberg entstanden; überdies ist im Auge zu behalten, daß er mit der Heimat auch in der Fremde in ununterbrochener Verbindung stand.

derselben Richtung wie die zuerst erschienenen. Sie sind so nichts anderes als eine Fortsetzung oder Ergänzung der ersten Sammlung und dürfen also mit Recht mit dieser zusammengenommen und behandelt werden.

Kazner gibt sich keine Mühe, die satirischen Anspielungen auf die erbärmlichen politischen Verhältnisse seiner Zeit irgendwie zu umschleiern, im Gegenteil, er kehrt die politische Tendenz möglichst deutlich hervor. Dies tritt gleich in den folgenden Fabeln zutage, die zunächst der ersten Sammlung entnommen sind.

Die Fabel „Der Prinz und der Pudel" erzählt von einem jungen Fürstensohn, der seinen Hund über den Stock springen läßt. Aber so oft der Pudel über den Stock springt, brummt er. Darüber unwillig, schlägt der Prinz den Hund, wofür ihn dieser in die Waden beißt. Die Moral: „Er lehrt dich, daß du einst deinen Untertanen wenigstens das Murren vergönnen sollst, wenn sie ihre Schuldigkeit dabei beobachten. Noch besser aber wirst du tun, sie nicht unnötigerdingen über den Stock springen zu lassen, damit sie nicht murren mögen!" (S. 48.)

Der rücksichtslose Egoismus der kleinen Duodez-Fürsten von damals, die ganze Länder ruinierten, ist mit bitterem Spott in einer andern Fabel gegeißelt. Ein junges adeliges Fräulein ißt trotz strengen Verbots ein ihr geschenktes Zuckerhäuschen und wird darüber hintennach unpäßlich. Die Amme beruhigt sie: „Tröste dich, kleine Näscherin, die gnädige Mama hat mit dem gnädigen Papa schon eine ganze Herrschaft aufgefressen." (S. 87.)

Nicht minder drastisch ist das Bild, das uns das Elend des gedrückten Volks und die Freuden des vom Schweiß dieser Armen lebenden adeligen Nichtstuer vor Augen führt. Ein Mensch hatte einen Storch, und so oft er in seinem Hof spazieren ging, bekam er Mitleid mit dem hungrigen Tier und ließ ihm durch seinen Diener vom nahen Teiche Frösche holen, die dann dieser heißhungrig verzehrte: „O wenn die Großen, deren Freigiebigkeit am meisten gelobt wird,

wüßten, wie es oft das aus den Knochen gepreßte Mark armer Untertanen ist, womit sie ihre Großmut beweisen, sie würden manchen unnützen Storch aus ihrem Hof fliegen lassen." (S. 122.)

Auf andere Weise ist die prunkende Verschwendung am Hof und das getretene Volk in folgender Fabel einander gegenübergestellt. Eine Hofdame geht aufs Land und wird durch das Geschrei von Fröschen im naheliegenden Sumpfe gestört. Anstatt die Sümpfe auszutrocknen, läßt sie bei Nacht da und dort Feuer an den Teich legen. Alles lobt die Klugheit der Dame, sie aber entgegnet: Da seht ihr, was man in der großen Welt lernen kann. Ich habe diesen Kunstgriff aus einem Reiche, wo man das Murren der Untertanen durch Freudenfeuer und Illuminationen zu stillen gewohnt ist — wer, fügt der Dichter in seiner eigenen Rolle sarkastisch hinzu, wird auch gerne den Sumpf austrocknen wollen! Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß Kazner hier in erster Linie den württembergischen Hof im Auge hat. Die großartigen, kostspieligen Feuerwerke, die der Herzog gelegentlich veranstalten ließ, und zu denen auch das Volk eingeladen wurde, erweckten weithin Aufsehen, namentlich solange der berühmte Kunstfeuerwerker Veronese sie leitete, aber auch noch späterhin, wie denn auch Kerner in seinen Bildern aus der Knabenzeit[1]) von ihnen erzählt.

Die Fabeln der zweiten Sammlung sind durchaus in demselben Stil und Geist gehalten, nur ist hier der Stoffkreis erweitert.

Kühn wagt sich der Dichter an die Person des Fürsten. „Du bewunderst meine ungeheure Größe spricht der Elefant zu Äsop, aber du siehst noch nicht alles, wisse, je mehr du mich wirst kennen lernen, desto schönere Eigenschaften wirst du an mir finden." „Außerordentlich von einem so großen Tiere!" war des Phrygiers Ausruf (S. 64, vrgl. auch S. 4 Die Alte und der Prinz).

[1]) S. 4.

Das Verhältnis des Fürsten zu seiner nächsten Umgebung, zu seinen Lieblingen wird in andern Fabeln satirisch beleuchtet. Kazner geißelt die grausame Launenhaftigkeit der Großen, die ihre Umgebung nur als ein Spielzeug betrachten (S. 150), die Härte und Unerbittlichkeit gegen ihre Feinde (S. 20). Er weist andererseits aber auch die Fürsten, die auf den ihnen von den ausländischen Schmarotzern gespendeten Weihrauch sich etwas zugute tun, höhnend darauf hin, daß man ja leicht einen Papagei dressieren könne, jeden, der ihm ein Stück Zucker gibt, Alexander zu heißen (S. 56).

Dann entrollt sich wieder das ganze Bild des Despotismus des 18. Jahrhunderts, wie wir es schon von Huber und Gemmingen her kennen.

Die krasse Selbstsucht der Fürsten, die alle ihrem Lande von der Natur geschenkten Gaben als *ihr* Eigentum in Anspruch nehmen und ihren Untertanen auch nicht das zum Leben Notwendigste übrig lassen, wird gleichermaßen an den Pranger gestellt (S. 96), wie ihre Gewissenlosigkeit, den Wölfen zu erlauben, gegen einen Teil ihrer Beute in die Herde einzufallen (S. 66). Zweifellos ist mit letzterem auf Wittleder und Konsorten oder die privilegierte Lotteriegesellschaft hingewiesen; hat doch der Herzog um ein paar tausend lumpiger Taler willen, die dabei für ihn abfielen, diesen die Berechtigung erteilt, das Land auszusaugen und sittlich zu ruinieren.[1])

Die elende Finanzwirtschaft spiegelt sich auch in andern Fabeln wieder. Ein Reminiszenz an Jud Süß ist offenbar die Fabel „Der Knabe und die Sanduhr" (S. 116): Ein Knabe spielt mit einer Sanduhr und, um den Sand lustiger

---

[1]) Wie schamlos Wittleder z. B. beim Ämterhandel den Herzog betrog und nur für sich selber sorgte, geht aus der Antwort hervor, die er einst einem Kompetenten gab: „wenn er dem Herzog 500 fl. bezahlt und mir 1000, so kann er das Dekret abholen." (Pahl, Geheimnisse eines mehr als fünfzigjährigen württembergischen Staatsmanns (1799), S. 55.)

rieseln zu lassen, erweitert er die Öffnung. Der Vater prophezeit ihm eine große Zukunft. Der Knabe wurde später Finanzdirektor, der Liebling des Fürsten, und alles ging lustig. Aber der Nachfolger in der Regierung ließ ihn henken, denn die Uhr des Landes war ausgelaufen und konnte nicht mehr umgewandt werden. — Die Fabel knüpft wohl an eine Erzählung an, die über den Jud Süß im Umlauf war. Man erzählte sich nämlich von ihm, bei seiner Beschneidung sei seine Zukunft und sein Ende vorausgesagt worden, nicht von seinem Vater, aber von einem Rabbiner; die Prophezeiung soll unter Süß' versiegelten Papieren gefunden worden sein. Eben dieser Rabbiner sei dann auch bei seiner Überführung zum Galgen zugegen gewesen.

Aber man brauchte für Beispiele schlimmer Plusmachereien nicht auf die Vergangenheit zurückzugreifen. Eine Begebenheit aus der Zeit des Dichters selbst bildet wohl den Hintergrund für eine andere Fabel (S. 173). Sie schildert die Unermüdlichkeit der Projektenmacher im Erfinden neuer Steuern, was schließlich zur Folge hat, daß die Hälfte der Landbewohner den Bettelstab ergreifen und auswandern muß. — Zahlreiche Auswanderungen von Württembergern hatten schon in den früheren Zeiten Herzog Karls stattgefunden und noch zur Zeit der Entstehung dieser Fabeln setzten sie sich fort. Vielleicht gab den Anlaß zu dieser Fabel die Auswanderung von Württembergern im Jahre 1781 nach Polen, für das Friedrich der Große Ansiedler werben ließ. Wir haben ein historisches Lied, das wahrscheinlich an diese Auswanderer gerichtet ist (Steiff S. 701—703). Das Lied ist für uns insofern von besonderem Interesse, als es uns einen Einblick gewährt in die Gründe, welche diese Auswanderer veranlaßte, der Heimat den Rücken zu kehren. Neben dem Wildschaden, der Beamtenwillkür und Unsicherheit von Handel und Gewerbe sind auch hier die hohen Steuern und die allgemeine, nicht nur den Bauernstand drückende Schuldenlast hervorgehoben.

Den Werkzeugen des Fürsten gelten noch einige besondere Fabeln. Der Dichter verabscheut die niederen Sklavenseelen, die es nie wagen würden, selbst den schändlichsten Befehlen ihres Fürsten sich zu widersetzen, und wie eine Huldigung an Gemmingen klingt es, wenn er dieser Fabel beifügt: „Noch nie hat ein Großer das Herz gehabt, einem ehrlichen Mann einen Schelmenstreich zuzumuten" (S. 67 f.). Er weist aber auch höhnend die Lieblinge der Fürsten auf den Dank hin, mit denen die Großen zu lohnen pflegen. Er zeigt ihnen, wie sie nur „für die Bubenstücke ihres Diensteifers" von denjenigen selbst gezüchtigt werden, denen sie sich aufopfern (S. 163). Ein Württemberger brauchte nicht erst lange nach einem Beispiel zu suchen, das diese Fabel hätte illustrieren können. Er brauchte nur an Rieger zu denken, der im Dienste seines Herrn vor keinem Bubenstück zurückschreckte, der z. B. niederträchtig genug war, durch falsches Würfelspiel die jungen Bauernburschen zu den Fahnen zu bringen.[1]) Verachtung und lange Kerkerhaft war der Lohn, mit dem ihm vom Herzog für diese Dienste gedankt wurde.

Von guter Beobachtungsgabe zeugt es auch, wenn Kazner uns vor Augen führt, wie man von Zeit zu Zeit einen kleinen Schurken opfert, nur damit die großen Übeltäter ihr schlimmes Handwerk desto ungestörter weitertreiben können (S. 47). — Man ist an Gegel erinnert, dem als Kammerrat im Jahr 1760 die wenig dankbare Aufgabe zufiel, mit andern nach einem neu ersonnenen Plan die im Lande ausstehenden Steuerrückstände einzutreiben. Ein Mann, „eifrig in seinem Dienst, kein erklärter Schurke, aber auch nicht mutvoll genug, um Aufträge, wie sie ihm von nun an öfters auszuführen gegeben wurden, auszuschlagen,"[2]) ging er mit ziemlicher Milde zu Werke, erreichte sogar vom Herzog eine Milderung des ursprünglichen Auftrags. Trotz-

[1]) Vrgl. Hermann Kurz, Schillers Heimatjahre Kap. 45.
[2]) Steiff 684.

dem wandte sich gerade gegen ihn der Unwille des Volks, das sich in einem derben Gedicht mit dem Kehrreim: Gegel—Flegel Luft machte (Steiff 683—685), und man hat sich zweifellos am Hof nicht wenig gefreut, daß sich dieses Zorngewitter über dem Haupte dieses verhältnismäßig unschuldigen Opfers und nicht in höheren Regionen entlud.

So wenig wie die Satire auf die elende Finanzwirtschaft fehlt die Klage über das Kornfeldreiten (S. 140), den Egoismus der Beamtenschaft, die auf halben Sold gesetzt, darauf angewiesen war, sich an dem ohnedies gedrückten Volk ihrerseits wieder schadlos zu halten (S. 8 f.), ebensowenig auch der Hinweis auf die feile Rechtsprechung, die den Mann aus dem Volke wehrlos dem Mächtigeren preisgab (S. 108).

Endlich versäumt der Dichter nicht, durch seine Fabeln an das bürgerliche Selbstbewußtsein zu appellieren. Wie er das adelige Fräulein warnt, sich auf die gnädige Attention des Fürsten etwas zugute zu halten, so die Bürgerstochter, die Attention des Junkers als Ehre zu betrachten (S. 6).

Die Epigramme weisen dieselben Tendenzen auf, wie die Fabeln. Offenbar hat sich aber Kazner dieser Gattung erst später zugewandt, und es zeigt sich hier auch deutlich, daß er neben württembergischen Verhältnissen andere in den Stoffkreis seiner politischen Epigramme hereingezogen hat.

Zunächst mögen einige Epigramme folgen, die wahrscheinlich auf württembergische Verhältnisse zielen. So eifert er in einem Epigramm z. B. gegen die Fürstenschmeichelei:

> Löw und Tiger, die nach Blute dürsten,
> Macht man zahm durch Schmeichelei'n;
> Umgekehrt bei Menschen pflegts zu sein,
> Tiger machen sie aus guten Fürsten. (S. 218.)

Wenn ein Württemberger so spricht, kann man nicht im Zweifel sein, daß er in erster Linie Montmartin im Auge hat. Dieser hat ja durch seine schmeichelnden Einflüsterungen hauptsächlich dazu beigetragen, daß die autokratische Natur Herzog Karls so plötzlich zum Durchbruch kam.

An die Fürsten richtet er folgendes Epigramm:

Daß Nero auf der Bühne sang, war gut.
Solang er spielte, floß kein Bürgerblut.
O möchte doch, anstatt selbst zu regieren,
Manch schwacher Sultan exerzieren! (S. 241.)

Man wird nicht beweisen können, daß der Dichter bei diesem Epigramm an den württembergischen Herzog gedacht hat. Aber die kleine Satire paßt doch insofern nicht schlecht auf diesen Fürsten, als sein ganzes Regiment einen viel milderen Charakter bekam, als er nach Jahren des autokratischen Regiments begonnen hatte, sich mit seiner ganzen Energie künstlerischen und pädagogischen Interessen zuzuwenden. — Kaum zweifelhaft ist, daß zwei andere Epigramme auf württembergische Verhältnisse deuten. Das eine „Auf ein Haus, worin öffentlich Ämter verkauft wurden" überschrieben (S. 294), geißelt ohne Zweifel den schändlichen Ämterhandel eines Wittleber. Das andere ist interessanter, es geht „Auf den Kommandanten einer deutschen Festung, welche zu einem Zuchthaus gebraucht wird":

Dies ist von der Menagerie das umgekehrte Bild.
Dort ist der Hüter zahm, das Vieh,
Das er uns zeigt, ist wild.
Am Kommandanten sieht man hier,
Im Gegenteil das allerschlimmste Tier. (S. 250.)

Jedem drängt sich von selbst der Name Riegers auf die Lippen, wissen wir doch, daß er in seinem Jähzorn die Gefangenen auf Hohenasperg oft geradezu bestialisch behandelte und daß er schließlich auch einem Jähzornanfall erlegen ist.[1])

Allgemein gehalten ist z. B. das Epigramm: „Besoldungsreglement," das keines besonderen Kommentars bedarf:

Durch dieses regulieren Wir den Besoldungsstaat:
Dem Hofmarschall 4000; 400 einem Rat;
Dem Mundkoch 1000 Taler, auch Kost, Holz und Quartier;

[1]) Vrgl. H. Kurz, Schillers Heimatjahre, Kap. 47, und Schiller, Spiel des Schicksals, (Schluß).

300 unsrem Leibarzt; 800 dem Barbier;
10 000 der Maitresse; 200 dem Kaplan;
Wonach sich Unsre Kammer hinkünftig achten kann. (S. 210.)

Andere Epigramme gehen sicher nicht auf württembergische Verhältnisse. So das Epigramm „Landesväter“:

Wer wird des Namens Wahrheit noch mißkennen,
Wenn unsre Herrn sich Landesväter nennen!
Sie nehmen uns, tut's gleich den Kindern weh,
Aus väterlicher Sorgfalt, den Kaffee.
Bald werden wir sie noch um jeden Bissen
Des trocknen Brots erst kindlich bitten müssen,
Um Brust heraus und Bauch hinein,
Zum höchsten Dienst dressiert zu sein. (S. 297.)

Das Epigramm kann sich auf Friedrich den Großen beziehen, der bekanntlich Monopole auf Kaffee und Tabak einführte, ebensogut aber auch auf irgendeinen Fürsten der Mittelstaaten, die teilweise den König von Preußen in dieser Hinsicht nachahmten, wie z. B. der Landgraf von Hessen-Kassel. Die gesetzliche Verordnung, die eben dieser Landgraf betreffs des Genusses von Kaffee ausgab, zeigt so recht deutlich, bis zu welch unglaublichem Grade die Regierungen Deutschlands die ihnen allmählich ganz anheimgefallene Gesetzgebung mißbrauchten und das ganze Leben, auch sogar Essen und Trinken nach ihren Grillen und Einfällen zu beschränken und zu ordnen suchten. In den zwölf Artikeln eines in Hildesheim 1768 ausgegebenen und 1781 erneuerten Edikts wird nicht bloß Brennen und Verkauf des Kaffees, sondern auch das Trinken desselben verboten, und es heißt gleich in den ersten Artikeln: „Jeder Bürger, Handwerksgeselle, Bauer, Knecht, Magd soll jedes einzelne Mal, daß es Kaffee trinke, sechs Mariengroschen Strafe bezahlen.[1])“ Daß freilich solche Verordnungen manchmal weniger der Ausfluß autokratischer Willkür als eines falschen Wohlwollens aus sanitären Gründen waren, darf nicht unerwähnt bleiben.

[1]) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts 3, 300/301.

Diese Beispiele charakterisieren wohl die politische Richtung von Kazners Epigrammen zur Genüge. Erwähnt seien nur noch zwei der wenigen Romanzen, die sich neben den Fabeln und Epigrammen in dieser zweiten Sammlung finden. Beide behandeln — ganz in der Art und Weise der Göttinger — die Verachtung der bürgerlichen Moral durch die höheren Stände, freilich in einem derartigen Bänkelsängerton, daß sie an Trivialität kaum übertroffen werden könnten. Sie sind ohne Zweifel weitaus das Minderwertigste, das Kazner geschrieben hat.

Zeigt sich aber Kazner in seinen Balladen nur als Nachahmer, so bekundet er doch als Epigrammatiker und besonders als Fabeldichter eine gewisse Originalität. Nicht als ob er der einzige gewesen wäre, der seinen Fabeln politische Motive zugrunde gelegt hat; Beispiele ähnlicher Fabeln finden sich vielmehr in den Musen-Almanachen (z. B. G. M.A. 1774 S. 40 „Der kranke Löwe" von Pfeffel), Schubarts Deutscher Chronik (1774 S. 8. „Der Wolf und der Hund", 1774, 21. April „Der Hahn und der Adler"), wie auch in sonstigen periodischen Zeitschriften z. B. Deutsches Museum 1780, I 177), aber von den nennenswerten Fabeldichtern der Zeit hat neben Fr. K. von Moser doch keiner in so ausgedehntem Maße das Feld der politischen Fabel angebaut wie Kazner. Eben dieses politische Element in seiner Dichtung kennzeichnet ihn als Württemberger, als Untertanen Karl Eugens und als Freund Hubers und Gemmingens. Die Ähnlichkeit seiner Dichtung mit der dieser beiden Männer tritt ohne weiteres zutage. Der Inhalt von Hubers und Gemmingens Poesie scheint hier nur in eine andere Form, in die der Fabel gegossen. Als ein Glied in der Kette dieser politischen Dichter Württembergs verdient daher Kazner in der Literaturgeschichte unseres Heimatlandes entschieden einen würdigeren Platz, als der ihm bis jetzt angewiesen wurde.

Hartmann.

Mit Hartmann kommen wir zu einer neuen Generation. Seine dichterische Tätigkeit fällt in die erste Hälfte der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts, der Zeit, da überall in Deutschland junge Genies hervorbrachen, welche die deutsche Literatur in vaterländischem Geiste zu erneuern strebten. Hartmann hat mit diesen Genies Fühlung gesucht; er ist der erste Württemberger, der dieser außerwürttembergischen, allgemein-deutschen Literaturbewegung verständnisvolles Interesse entgegengebracht und selbst aus der engen literarischen Tradition seiner Heimat herauszutreten versucht hat. Aber nichts zeugt mehr von der unwiderstehlichen Macht, den die politischen Verhältnisse auf jedes aufkommende Dichtergenie in Württemberg ausübten, als die Tatsache, daß Hartmann, obwohl er den verschiedensten Einflüssen seinen Geist öffnete, schließlich doch ganz in den Bann der Impulse kam, die schon die Dichtungen einer älteren Gruppe württembergischer Dichter vollständig beherrscht hatten.

Gottlob David Hartmann[1]) ist als Sohn des aus der württembergischen Kirchengeschichte bekannten Ludwigsburger Waisenhauslehrers Israel Hartmann am 2. September 1752 zu Roßwag geboren, wo sein Vater zu dieser Zeit Schullehrer war. Der alte Hartmann war ein strenger Mann von engherziger Frömmigkeit, die Erziehung der Kinder daher freudlos und gedrückt. Als Erstgeborener wurde der junge Hartmann für das Studium der Theologie bestimmt und trat im Jahr 1767 in das niedere Seminar zu Blaubeuren, 1769 in das zu Bebenhausen ein. Allein die Neigungen des Sohnes gingen bald in einer Richtung, die dem ängstlichen Vater nicht angenehm war. Der junge Seminarist warf sich auf die Lektüre der neueren deutschen Literatur, machte sogar schon hier Versuche in der Dichtkunst, aber nicht in geistlichen Liedern, wie sie der Vater selbst pflegte

[1]) Vrgl. für das Folgende: Wilhelm Lang, Gottlob David Hartmann, Von und aus Schwaben, siebentes Heft 1890.

und wie er es auch gerne von seinem Sohn gesehen hätte, sondern in weltlichen Gesängen mit Namen aus der klassischen Mythologie, die seinen Vater mit Entsetzen erfüllten. Sah schon der Vater betrübten Herzens das Treiben seines Sohnes, so machte man diesem jetzt auch Schwierigkeiten von seiten der Professoren. Einer von ihnen nahm ihm Hagedorn und Kleist weg, ja selbst Klopstock, für den Hartmann schon früh sich begeistert hatte, wurde den Zöglingen verboten, was ganz bezeichnend ist für die in diesem Land unter den Gelehrten noch übliche Auffassung von der Dichtkunst. Aber alle Ermahnungen des Vaters, alle Verbote von Seiten der Lehrer halfen nichts, seine Lesewut steigert sich im Gegenteil bis zu einem solchen Grade, daß man das Schlimmste für seine Gesundheit befürchtete. Zu diesen Dichtern kommen in Bebenhausen noch die römischen Klassiker, von denen Tacitus und Horaz seine ständigen Begleiter auf seinen Spaziergängen werden.

1771 kommt er ins Stift nach Tübingen. Zu seinem Leidwesen muß der Vater sehen, wie der Sohn immer mehr von dem Wege abweicht, der ihm gewiesen worden war. Der Stiftszwang und die theologische Gelehrsamkeit waren dem jungen Mann gleichermaßen zuwider. Um so mehr wirft er sich der schönen Literatur in die Arme. Von den Popularphilosophen ist es Abbt, der ihn besonders anzieht, er bewundert den männlichen Ernst in seinen Schriften, den Nachdruck der Sprache, den Sinn für die Weltbegebenheiten, den beredten Eifer für das Vaterland.

Seine eigene dichterische Tätigkeit setzt er im Stift fort. Da er keinen Freund findet, der ihm seine dichterischen Versuche kritisieren könnte, entschließt er sich im Mai 1772, dieselben ohne seinen Namen dem Professor Christian H. Schmid in Gießen zuzusenden. Diese ersten Erzeugnisse sind nichts anderes als Nachahmungen fremder Muster. Horazische Reminiszenzen finden sich namentlich in seinem Preis des Landlebens, in Klopstocks Art ist die poetische Genesis gehalten, an Jacobi erinnert das Lob heiterer Unschuld und deutscher

Sitten. Schmid hatte nicht verfehlt, dem Dichter eine Anerkennung zuteil werden zu lassen, ihm gleichzeitig aber den Rat gegeben, anstatt die Barden Roms die Barden Deutschlands nachzuahmen.

Hartmann befolgt dies. Er dichtet Bardenlieder und nähert sich bald auch den Hauptvertretern dieser Gattung Denis und Kretschmann. Die Ode „An Rhingulph den Barden" geht auf diese Zeit zurück. (Gedichte S. 146.) Er preist den Sänger (Rhingulph-Kretschmann), daß er ins Herz der Deutschen jetzt „Stärke und die Gefühle der Freiheit" singe, daß er Hermanns Taten der Nachwelt vor Augen führe. Aber ist nur Hermann würdig, besungen zu werden? Ist nicht noch mancher andere deutsche Held in Vergessenheit begraben? Und ist sogar nicht Einer unter Deutschlands Fürsten würdig, daß ihm sein Saitenspiel ertöne? Und hat nur Josephs glänzender Tatendurst der Sänger viele? Trägt sich der Ewigkeit nur Friedrichs Haupt mit Silberlocken und unter der Barden Gesang entgegen? — Schon dieses Beispiel genügt, um die Überschwenglichkeit der ganzen Bardendichtung Hartmanns darzutun, ein Fehler, in den übrigens auch die andern Bardendichter verfallen sind.

Bald findet Hartmann neben Friedrich dem Großen und Joseph II. einen Fürsten, den er des Lobes für würdig hält, seinen eigenen Landesherrn. Man höre den im überschwenglichsten Bardenton gehaltenen Hymnus, den er Herzog Karl anläßlich seiner Genesung im Juli 1772 widmet.[1])

Das ganze Volk bringt dem genesenen Herrscher seine Huldigung dar, die Krieger im Waffenschmuck, die Jungfrauen, die Priester. Wer es im Lauf dem Reh des Gebirgs zuvortut, der darf den Brüdern die Post, den Schwestern die frohe Botschaft verkünden. Nur säume er nicht lang, denn sie sitzen betrübt, es rollen noch stets von den Augen der Schwestern herab die Tränen. Doch bald kommt Karl und küßt sie hinweg. Besonders auch die Akademie,

[1]) Almanach der deutschen Musen 1781 S. 246 ff.

Karls „göttlichste Tat“ und sein Kleinod, wird aufgefordert, sich an dem Jubelfest zu beteiligen. Den Schluß bildet die Bitte, der Fürst möge verzeihen, daß die Tübinger Universität ihm ihre Huldigung nicht dargebracht habe, „der schallende Ruf, er zog vorbei, sie hörten ihn nicht,“ doch liebt sie dich,[1]) wie keine dich liebt, und feiert das Dankfest dir nach.

„Er kennt die Welt noch nicht und kann sie nicht kennen,“ wie recht hatte Gemmingen, wenn er mit diesen Worten Haller gegenüber den jungen Stiftler aburteilte, der es gewagt habe, an einem politischen Roman eine Ausstellung zu machen.[2]) Wir können uns denken, wie selten hinter die Klostermauern des von der übrigen Welt abgesonderten Stifts eine Kunde von den politischen Verhältnissen der Heimat gedrungen sein mag, wie wenig dieses Stift der Boden war, auf dem man sich ein tieferes politisches Verständnis hätte erwerben können. Die Bedeutung der schweren Verfassungskämpfe zwischen dem Herzog und der Landschaft ist dem jungen Stiftler damals wohl kaum recht zum Bewußtsein gekommen.

Daß politisches Verständnis ihm in dieser Zeit noch völlig abgeht, zeigt auch sein Gedicht „Die Feyer des Jahres 1771“. „Jahresfeiern“ nennt der Dichter die politischen Betrachtungen in poetischer Form, die er am Ende des Jahres anzustellen pflegt. 1771 ist er zum erstenmal mit dieser Art von Gedichten hervorgetreten. Aber der Dichter zeigt sich hier noch recht konventionell und ohne wirklichen Sinn für das, was seiner Zeit not tat. Was er uns hier gibt, sind nur allgemeine, an Klopstocks Überschwenglichkeit gemahnende patriotische Gefühle: Verwünschungen des Krieges, Mahnungen an die führenden Fürsten, jedes Schwert zur Pflugschar, jeden Spieß zur Sichel umzu-

[1]) Tatsächlich hatte sich die Universität geweigert, eine Jubelfeier zu veranstalten.

[2]) Siehe oben S. 112.

schmieden, jegliche Stunde fürs Wohl der Erde anzuwenden, dazu die Forderung an die Bürger, den Patriotengeist der Eintracht zu hegen und zu fördern.

Eine bestimmtere Richtung schlägt der Dichter ein nach seiner Annäherung an Huber und Gemmingen im August 1772. Die Bekanntschaft mit diesen Männern bedeutet geradezu einen Wendepunkt in Hartmanns dichterischer Entwicklung. Auch sonst ist dieses Jahr 1772 bedeutsam, nämlich dadurch, daß der Dichter nunmehr nach allen Seiten hin Beziehungen anknüpft mit der Gelehrten- und Dichterwelt des damaligen Deutschland und der Schweiz. Er brennt vor Ehrgeiz, in die Entwicklung der deutschen Literatur selbst einzugreifen. Er tritt mit Denis und Kretschmann in noch nähere Beziehungen, setzt sich mit Nicolai in Berlin in Verbindung, ebenso mit den Klotzianern in Erfurt. Für seine Studien in der deutschen Sprache sucht er auf Hubers Rat einen Lehrmeister in dem württembergischen Gelehrten Fulda. Selbst mit Klopstock will er anknüpfen, freilich ohne Erfolg. Mehr Erfolg hat er bei den Schweizern. Zwar hatte er, wie wir schon wissen, bei Haller auch kein Glück, dafür sind ihm Bodmer und Lavater um so mehr entgegengekommen. Besonders Bodmer, der sich bereits vereinsamt fühlte, hat es mit Freuden begrüßt, daß ein junges, vielversprechendes Genie sich unter seinen Schutz stellte. Mit Bodmer und Lavater entspinnt sich seit September, bezw. Dezember 1772 ein lebhafter Briefwechsel, der uns über des jungen Dichters persönliche Verhältnisse, seine literarischen Ansichten, seine theologischen Bestrebungen und, was uns besonders interessiert, über seine politischen Stimmungen willkommenen Aufschluß gibt.[1]) Der Briefwechsel mit Bodmer ist mehr vom literarischen Gesichtspunkt aus interessant, der mit Lavater mehr vom theologischen. Beiden Männern hat er aber gleichermaßen seine politischen Stimmungen anvertraut, so daß es uns leicht ist, an der Hand

[1]) Die Briefe befinden sich auf der Stadtbibliothek zu Zürich.

dieser Briefe des Dichters politische Meinungen und ihre Bedeutung für sein dichterisches Schaffen zu verfolgen.

Von allen den Beziehungen, die H. angeknüpft hat, ist die Bekanntschaft mit Huber und Gemmingen wohl für ihn am wichtigsten geworden. Huber war es, der ihm zuerst die Augen über die wahre Natur des Herzogs öffnete, der in ihm jenen Haß gegen Despotismus und Unterdrückung entfachte, der fortan eines der Hauptmotive seiner Dichtung bildet. Wie Huber hat Gemmingen mächtig auf ihn gewirkt, sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch seine Gedichte. Hartmanns Briefe an Lavater und Bodmer sind voll begeisterten Lobs über diese beiden württembergischen Patrioten. Er preist Huber als den größten Vaterlandsfreund, „der das Gefängnis nicht scheute und allein die Wahrheit kühn sagte. Hubers Name," fügt er hinzu, „wird so ewig sein wie der Neckarstrom."[1]) Hubers und Gemmingens Gedichte im Göttinger Musen-Almanach nennt er Meisterstücke der Poesie.[2])

Schon verfolgt er auch mit steigendem Interesse die Geschicke seines engeren Vaterlands. Er spricht in den Briefen von dem Elend des Landes, das seinem Ruin entgegentreibe, von der entsittlichenden Fäulnis, die vom Hof ausgehe, von der Vergebung der Ämter an Schmeichler und Projektenmacher. „Glücklich," setzt er hinzu, „wer sich expatriieren kann."[3])

Von Huber und Gemmingen ist ein großer Teil seiner Gedichte aus dieser Zeit beeinflußt. Nicht Fürsten gilt fortan sein Gesang, sondern freien Männern, die Fürsten gegenüber ihre Standhaftigkeit bewährt haben. So richtet er an Huber eine begeisterte Ode als den Mann, in dem er die Eigenschaften verkörpert sieht, die fortan den Gegenstand seiner Gedichte bilden sollen.

---

[1]) Brief an Bodmer vom März 1773.
[2]) Brief an ebendenselben vom 27. Oktober 1772.
[3]) Brief an ebendens. vom 25. März 1773.

Bittend frägt er den Patrioten und Dichter, warum ihm sein Vaterland keines der Lieder mehr ablocke, ob er noch zürne, daß sein lehrendes Lied keinen der Jünglinge des Vaterlands weckte, an Verdienste ihm gleich zu sein. „Sahst du Lohn da voraus, als du dein Vaterland heißer liebtest als dich, da du allein es warst, der entschlossen den Hässern unserer Heimat mit Römermut entgegentrat. Ohne Hoffnung des Lohns, edlerer Ehrbegier voll, gedachtest du zu sein, Retter des Vaterlands; Liebe war es, du schwangest dich entgegen der großen Tat.“ [1]) (Gedichte S. 151 ff.)

Diesem würdigen, schönen Lob der Tugend und des Geistes, stellt sich ebenbürtig das Lob Gemmingens an die Seite.

Er, unterwiesen, wie man dem Volke rät im Saal der Richter, wägt mit hoher Wage Gerechtigkeit, spricht nie für Frevler, welche der Purpur deckt, erwürb er sich auch gleich die Hälfte ihres von Hirten geraubten Goldes: er haßt des Höflings Sitten, entfernet sich und flucht dem Sklaven, der um Verdienste buhlt. Er dient dem Fürsten, ohne belohnt zu sein, mit gleicher Treue. — Ob ihn der Fürst auch hasset, schätzet er doch der Wahrheit Stimme, welche mit offenem Mund das Laster feiler goldener Knechte auch an dem Liebling des Fürsten strafet. Im Saal der Richter sitzt er, der Erste, Recht strömt von den vollen Lippen, ihn kennet nicht der Untertan des Unterdrückers, noch die gerettete frühe Witwe. — Münchhausen, Bernstorff, Huber wird er an die Seite gestellt und der junge Dichter hofft, ebenso später auch von edlen Jünglingen singen zu können, die einst glänzen werden in der Folge der Zeiten. (Gedichte S. 169.)

Wie sich schon in diesen Gedichten Klopstockſche Art mit der Hubers und Gemmingens verbindet, so noch in einer

[1]) Gemeint ist natürlich Hubers entschiedenes Auftreten gegenüber Herzog Karl und Montmartin (vrgl. oben S. 33).

Reihe von Gedichten der Folgezeit. Durch die beiden württembergischen Patrioten hat H. seine nähere Heimat verstehen und lieben gelernt, deshalb überträgt er Klopstocks feurigen Patriotismus auf sein engeres Vaterland:

Nach der wahren Geistesgröße steht der Sinn des Dichters. Doch Lohn entflammt ihn nimmer, auf seinem Pfade glänzt kein Goldstaub. Andere Pfade beträte er, hätte er Durst, vom Pöbel angestaunt zu werden, beugte sich vor Toren im Purpur, küßte den heiligen Mantel heuchelnder, feistgewordener Äbte. „Hat nicht mein Vaterland feile Knechte, welche Golddurst dahinreißt, keinen Patrioten, der Fesseln für sein Vaterland trüge? Unter Germanias Töchter bist du, Heimat, nicht die geringste, aber schon schlummern sie die Edlen, wer weckt sie?“ [1])

Die Jahresfeier von 1772 zeigt noch deutlicher, wie Hartmanns Dichtung um diese Zeit ganz von Klopstock einerseits, Huber und Gemmingen andererseits eingegeben ist.

Die Feier beginnt mit einer allgemeinen Verwünschung des Kriegs und einem sehnsüchtigen Ausblick in die goldene Friedenszeit, wo die Fürsten nicht mehr die Zwietracht kennen, wo sie des Volks geliebte Hirten sein und für das Wohl der Eingeborenen wachen werden. Doch die Taten der Großen, die das eigene Volk opfern, sind nicht wert des Nachhalls, sondern nur die Taten eines Mannes wie Huber,[2]) der dem dräuenden Fürsten die Wahrheit ins Angesicht sagte, daß sein Volk ihn zum Herrscher erkor, und daß die Wage des Allmächtigen Könige wägt und ein Seufzer des Waisen, abgewogen am Throne des Richters, die Wagschal' hinaufzieht. — In Hubers steter Umarmung fließt sein Leben dahin, nicht ohne Freuden der Jugend. Sieht er, wie heiß ich nach Taten dürste, so lächelt der Jüngling und freut sich. Sein erquickender Strahl hat ihn auch zu Liedern geweckt.

---

[1]) Almanach der deutschen Musen 1781 S. 182 ff.

[2]) Der Name ist vorsichtigerweise nicht gesetzt, sondern mit einigen Sternchen bezeichnet.

Nochmals kommt er zurück auf seinen Traum von der goldenen Zeit, da die Sonne nicht mehr Leichname bescheint, und nicht mehr die Frevler herrschen und ungestraft ein freies Volk unterdrücken. Er sieht die Morgenröte dieser neuen Zeit in Gustav III. von Schweden, den er den deutschen Fürsten als das Ideal eines Herrschers vor Augen stellt.[1]) Es bestieg den Thron ein Fürstgeborener, entschlossen sein Volk zu beglücken, und sein Volk nennt ihn Vater. Glichen die Fürsten Germaniens ihm, würde kein Höfling zum Verderben des Volks dem Ohr des Fürsten sich nahen und von Sklaven umringt und vergöttert, das Laster im Nacken, frei im Volk erheben. — Dann wendet er sich gegen den Verdacht, als wolle er sich bei diesem Fürsten einschmeicheln; er sei ja Fremder, und wär' er auch Bürger des Lands, so sollte doch die Harfe eher verstummen als feiler Gesang die Saiten „bezittern". Es folgt eine Mahnung Germanias an die Patrioten: Liebt, Söhne, liebt den Frieden, den Kindern des gebirgigen Helvetien an Genügsamkeit und jeglicher Tugend ähnlich. Ihr Patrioten seid gerecht und schützet des Pflügers Hütte, seid der Arm der Unschuld, wo gedrückt sie weinet, und straft das Laster auch im Purpurkleid.

Dann richtet er sich zornig gegen Frankreich, den Erbfeind Deutschlands, daß es den Frieden nicht störe mit feuerschwangerem Erze, zu fordern Teuts Geschlecht: es weckte schlafende Löwen zur Wut. Reize mich nicht, daß ich nicht meiner Fürsten einen mit tausend Edlen sende, daß er beherrsche dein Volk und deine lüstigen Künste räche, womit du Buhlerin, mir alle meine Söhne strengerer Sitte entwöhnst.

---

[1]) Den Tatsachen entspricht freilich diese Verherrlichung Gustavs III. nicht. So sehr sich auch dieser den Anschein eines Volksbeglückers zu geben versucht hat, so war doch sein Regiment im Grunde nicht anders als despotisch, was z. B. Haller sehr bald zum Bewußtsein gekommen ist (vrgl. Brief 19 [S. 20] an Gemmingen).

Ebenso selbstbewußt wendet er sich dann an Britannien, Germaniens bessere Schwester; er hofft, daß das Freundschaftsband zwischen beiden sich noch fester knüpfe und warnt auch Britannien, den Frieden zu stören. Den Schluß bilden teilnehmende Worte Germanias an ihre trauernde Schwester an der Weichsel, Polen, das der Raub fremder Nachbarn geworden ist, und in dessen Mitte der Zwietracht Furie entbrannt ist.

Hubers und Gemmingens Gedanken erscheinen hier mit solchen aus Klopstocks Gedichten vermischt, bezw. nur in Klopstockische Worte gefaßt. Klopstockischer Geist verrät sich in dem trotzigen Vaterlandsbewußtsein gegenüber dem entnervten Gallien und dem stolzen Britannien. An Huber und Gemmingen erinnert der Haß gegen Unterdrückung, die stolze Verachtung aller Fürstenschmeichelei und alles Fürstenlohnes, die hohe Auffassung von der Pflicht des Patrioten. Die Anlehnung an Gemmingens Gedichte von 1772 ist beinahe bis auf den Wortlaut erkenntlich. Der Fluch über die verdammte Brut der Höflinge, die Pflichten des Patrioten, dem Mann im Staube Recht zu schaffen, das Laster auch im Purpurkleide zu strafen, bildet den Inhalt auch der Gemmingenschen Gedichte von 1772. Bestimmter in den Gedanken ist die Jahresfeier von 1772 verglichen mit der des vorhergehenden Jahres zugleich auch schärfer in der Opposition. Wohl klingen Hartmanns Verse neben den einfach gehaltenen, aber eben deswegen ergreifenderen G.s noch zu phrasenhaft, doch darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß es dem jungen Dichter nicht wirklich ernst gewesen sei. Aber hatte er bis jetzt nur aus der Ferne das Treiben Herzog Karls beobachten können, so sollte er bald Gelegenheit finden, die ganze Unwürdigkeit der öffentlichen Verhältnisse Württembergs aus nächster Nähe kennen zu lernen.

Wir haben das Leben des Dichters verfolgt bis zu seinem Bekanntwerden mit Huber. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse im Stift für ihn immer unerträglicher gestaltet. Am 12. März 1773 schreibt er an Bodmer: „Der

Druck, die Verfolgung wird immer größer. Erliegen werde ich nicht, aber das äußerste! fliehen — und weinen. O, wenn mich ein Engel künftigen Sommer in ihre Umarmung führte, dann würde ich ihnen erzählen, was ich von hiesigen Dunsen leide." Schon denkt er nunmehr sich vom Stift zu lösen — das Exempel Guoths[1]) schreckt ihn. Ein Ausweg scheint sich dem Hoffnungslosen zu eröffnen: Meusel trägt ihm die Professur für Moral an der Universität Erfurt an. Allein die Berufung zerschlägt sich, da Hartmann sich weigert, einen Brief an den Statthalter v. Dalberg zu richten. Doch die Unterdrückung, die er dulden muß, die Unannehmlichkeiten, die man ihm wegen seines „Sophron"[2]) oder „Die Bestimmung des Jünglings" macht, reifen in ihm den Entschluß, den Stiftsverband zu lösen und seiner Heimat den Rücken zu kehren. Er will zunächst nach Zürich, wohin ihn Bodmer eingeladen hatte. Inzwischen sollte sein Vater seine Entlassung durchsetzen. Doch der Vater ist nicht damit einverstanden und will die Sache hinausziehen. Da die übermächtige Arbeit Hartmanns Gesundheit angegriffen hat, erbittet er sich zunächst einen Urlaub, der ihm auch bewilligt wird. Ende Juni geht er nach Stuttgart. Dieser Aufenthalt ist für seine Dichtung sehr bedeutungsvoll geworden.

Er bringt zwei Monate in Stuttgart zu, und zwar findet er Unterkunft bei seinem um 21 Jahre älteren Vetter, dem Expeditionsrat Johann Georg Hartmann. Dieser hat

---

[1]) Der Stiftler Joh. Jac. Guoth hatte sich mit seinem Freund Joh. Christoph Schwab im Jahre 1763 wegen Herausgabe der Monatschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstands und des Herzens" eine mehrtägige Karzerstrafe zugezogen bloß aus dem Grund, weil man die Beschäftigung mit der Poesie an und für sich schon als ein Verbrechen ansah.

[2]) Eine moralphilosophische Untersuchung, die von seinem eigenen Schicksal ausgeht und deren letztes Ergebnis das ist, daß der Jüngling allen äußeren Hindernissen zum Trotz der inneren Stimme gehorchen muß. Daran knüpfen sich starke Ausfälle gegen das heimische Schulwesen.

sich als Förderer künstlerischer Bestrebungen jeder Art weithin einen Namen gemacht.[1]) Stuttgarter Gelehrte, Dichter und Künstler gingen in seinem Hause aus und ein, mit Lavater war er befreundet und mit Goethe stand er bei dessen erstem Stuttgarter Aufenthalt 1779 in vertrautem Verkehr und diente ihm als Führer durch die Residenz.

In Stuttgart trifft der junge Hartmann auch Huber wieder, allein dieser lebt ganz der Freundschaft Gemmingens, und zum Umgang mit dem letzteren fühlt sich der junge Dichter zu „unhöfisch".

Besondere Bedeutung erhält der Stuttgarter Besuch dadurch, daß der Dichter hier des Herzogs Gewalttaten mit eigenen Augen zu sehen bekommt, und zwar an Verwandten, ein Umstand, der sein Interesse und seinen Zorn darüber aufs äußerste steigern mußte.

Der Expeditionsrat war nicht nur ein für alle edlen Bestrebungen zugänglicher Mann, sondern auch einer der treuesten Diener des Herzogs. Aber wie über so viele andere war wie ein Gewitter des Herzogs Ungnade über ihn gekommen. Er war schon früher einmal kassiert gewesen, bald darauf aber wieder in sein Amt eingesetzt worden. Nun war er aufs neue wieder in Ungnade gefallen, was um so schlimmer war, als er eine kinderreiche Familie hatte, die damit in die äußerste Bedrängnis geriet. Der junge Hartmann bemühte sich, so sehr er konnte, seinem Vetter in dieser Not beizustehen. Er fertigte ein Verzeichnis seiner wertvollen Gemäldegalerie an, sandte es an Hagedorn nach Dresden, an seine Freunde in der Schweiz, an den Maler Füßli in Rom mit der Aufforderung, dem Bedrängten durch Ankauf dieser Bilder zu helfen. Noch im folgenden Februar ging er Lavater geradezu um ein Darlehen von 1000 fl. für seinen Vetter an. „Ich setze mich zum Bürgen, so arm ich bin. Unser Herzog, der Verderben und Armut um sich verbreitet, hat ihn in Umstände gesetzt, daß wir diesen

[1]) Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte I, 270.

Schritt tun müssen. Er wird bezahlen, wenn er kann." (Brief vom 22. Februar 1774.)

Ein weiterer, ähnlicher Fall aus dem Hause Hartmann kam dazu, um des jungen Dichters Groll gegen den Herzog in Bewegung zu setzen. Ein jüngerer Bruder Johann Georgs, Johannes, der Kammerdiener beim Herzog und zuletzt Kastellan des Stuttgarter Schlosses war, kam wegen eines in der herzoglichen Kunstkammer begangenen Diebstahls in ungerechten Verdacht und wurde plötzlich entlassen. In der frischen Entrüstung über diese Ungerechtigkeit schreibt der junge Hartmann an Bodmer am 10. August 1773: „Ich kann nicht kommen (nämlich in die Schweiz), außer mit dem Entschluß, Württemberg nicht mehr zu sehen. Das ist ein Land des Fluchs — großer und kleiner Tyrannen, alle von Einem begeistert, der die niederträchtigsten Handlungen begeht und seine treuesten Diener mißhandelt. Könnte ich nur alle Hartmänner mit wegnehmen. Grausame Geschichten muß ich ihnen einmal erzählen. . . . Vielleicht trete ich nächstens auf, wenn sich das Schicksal eines Hartmanns entschieden hat, der Tyrannen umsonst redlich gedient hat. Könnte ich nur alle Hartmänner mit wegnehmen. Leben Sie desto glücklicher, je mehr ich das Joch fühle."

Mit unwiderstehlicher Macht zieht es ihn nun nach der Schweiz. Nicht bloß der Stiftszwang, sondern auch die politischen Verhältnisse lasten auf ihm „Werde ich bald nach Mietau berufen,[1]) so reise ich ihr Vaterland ganz durch, um die Welt, besonders die Welt auf ihrer besten Seite, recht kennen zu lernen. Das könnte ich am leichtesten bei Ihnen tun, wo noch alte Treue und Redlichkeit gilt. Die deutschen Staaten sind zu sklavisch eingerichtet, als daß ich hier die Menschheit in ihrer wahren Gestalt erblicken könnte," schreibt er am 5. September 1773 an Bodmer.

Mit der Hoffnung, durch Bodmers und Sulzers Vermittlung eine Professur an dem im Jahr 1772 von Peter,

[1]) S. etwas weiter unten.

dem Sohn des Johann Ernst von Biron, Herzogs von Kurland, gegründeten akademischen Gymnasium in Mietau zu erhalten, reist er im September 1773 auf die Einladung Lavaters hin in die Schweiz. Von der Schweiz aus löst er sich völlig vom Stift. Er fand in der freien Republik, was er zu finden gehofft hatte. Aus seinen Briefen aus der Schweiz, wie aus denen, die er nachher von Deutschland aus mit seinen Schweizer Freunden getauscht hat, spricht die Begeisterung für den Freistaat, der Dank für die Anregung, die er namentlich in politischer Beziehung hier erhalten habe. Er ist voll Lobes über den Geist der Duldsamkeit, über das harmonische Einvernehmen zwischen Bürgern und Obrigkeit und über die edlen Bestrebungen der zahlreichen Vereine mit ihren gemeinnützigen, patriotischen Tendenzen.

Unter diesen Eindrücken, den Erlebnissen in Stuttgart und der Schweiz sind eine Reihe von Gedichten entstanden, teilweise in der Schweiz selbst. Hier fühlt er sich aller Fesseln ledig und mit flammendem Zorn schleudert er von hier aus seine Anklagen in die Welt hinaus.

In Zürich entstand das Gedicht: „An meine Freunde in Deutschland." (Gedichte S. 136.) Es ist interessant, weil der Dichter selbst hier bekennt, was sein Dichten und Denken bestimme. „Die Liebe zur Menschheit und der Stolz auf menschliche Würde hat mich zum Dichter gemacht. Andere Töne hab' ich in heiteren Stunden des Frühlings, aber nur selten versucht. Ganz entflammet mein Herz der Gedanke, die Menschheit zu lehren, daß Gott frei sie erschuf." Mit Feuereifer will er diese Botschaft verkünden und nicht mehr achten der liebevollen Warnungen (gemeint ist vor allem Lavater),[1]) denn „wer hält den stürzenden Waldstrom

[1]) Schon am 7. Mai 1773 hatte Hartmann dem warnenden Lavater geschrieben: „In einem Ihrer vorigen Briefe raten sie mir, stiller und ruhiger zu sein. Wie hat denn Lavater als Jüngling gehandelt, jener feurige Jüngling, welcher ein Werk unternahm, zu dem ich mich jetzt zu schwach fühle und mich schäme? Den Sturz eines Tyrannen haben sie ausgerichtet" (s. o. S. 15).

unten im Tal zurück, wer das wiehernde Roß, wenn es zum Zorn gereizt seinem Gebieter nicht mehr folgsam gehorcht, jetzt zügellos schnaubt und stampfet, daß donnernd unter ihm bebet der Grund .... Früh erwach ich zu dir, mein Schöpfer, du schufest nicht Sklaven. Fürsten sind Menschen, und läßt sie das Volk, so sind sie noch schwächer, tatenloser als wir. Seufzet ihr Volk darnieder gedrückt, ist Frevel in ihren Händen, so richtet sie Gott. Triefet ihr Schwert von unschuldigem Blut, so blicket vom Richtstuhl Rächer Allvater auf sie." Aber nun wendet er sich mit demselben Eifer gegen den Sklavensinn des Volks, das die Herrscher selber zwingt, Tyrannen zu sein: welcher der Fürsten erkühnte sich, und wär er der kühnste, wär er wie —[1]) groß, sich vom Schweiß der Bürger zu mästen, und Erbteil der Waisen zu verschwenden, wenn gleich auf begangenen Frevel von dem geschmäheten Volk tausend Schwerter gezückt gegen ihn stünden, und könnte das nicht ein jegliches Volk tun? Brüder könntet ihr's nicht? — Indessen, wie er offenen Aufruhr predigt gegen die schlechten Fürsten, so predigt er die Pflicht der Liebe und Dankbarkeit gegen die guten Monarchen: „Liebt ein Herrscher sein Volk und sucht er die Wohlfahrt der Bürger, wird kein Waise beraubt, ehret er Wissenschaften, blüht in den Städten der Friede, lauscht er Höflingen nicht, gibt er der Witwe sein Ohr und schläft die Jungfrau sicher vor geiler Gewalt, herrscht nicht Frevel im Land, so segnet mein Herz ihn, Gebete heischen vom Himmel sein Wohl."

Liebe zur Freiheit und Haß gegen Unterdrückung zu entflammen ist aber nach seiner Meinung nicht nur Aufgabe des Dichters, wie er in dem eben zitierten Gedicht ausgeführt hat, sondern auch die des Malers. Auch diese Kunst ruft er im Kampf gegen den Despotismus zu Hilfe, denn die Wirkung dieser Kunst reiche noch weiter als die der Poesie. Habe doch der Maler erhebliche Vorteile vor

[1]) Zu ergänzen wohl „Friedrich".

dem Dichter, er rede in einer Sprache, die aller Welt verständlich sei, und er, der Maler, nehme Inhalt und Stoff für seine Kunst aus der ganzen großen Natur. Daher die Aufforderung an den Maler:

Rede dann, Maler, zu jedem Volk;
Rede zum Ausland, und zur Heimat;
Nimm aus dem Weltall
Inhalt für deine weitverstandene Sprache.
Wecke gegen das Laster Abscheu;
Hinströmendes Mitgefühl für die Tugend;
Strafe die Frevler auf Thronen erhöht;
Ungestraft kannst du's, wenn du's vermagst.[1]) (S. 141.)

Ist dieser Gedanke auch nicht neu, so ist es doch bezeichnend für Hartmann, daß er ihn aufgreift. Haller hatte in seinem Usong (4. Buch S. 308) Ähnliches angeregt. Es handelt sich in dem betreffenden Kapitel um die Erziehung des jungen Ismael und es heißt da: „Die Erbfürstin Nuschirwani machte einen nützlichen Gebrauch von der Kunst der Maler, sie wußte, daß sinnliche Bilder die Kinder mehr aufwecken und unendlich mehr anziehen als abgezogene Begriffe. Sie fand Mittel, fast die ganze Sittenlehre in Gemälde einzukleiden, die eine Erzählung erklärten." Darauf folgen eine Reihe von Gemälden, die den jungen Prinzen mit Haß gegen Schmeichelei, mit Liebe zu seinen getreuen Dienern und mit Abscheu gegen Eroberungsgelüste erfüllen sollen.

Die Jahresfeier von 1773 ist das letzte und zugleich das bedeutendste von Hartmanns Gedichten aus dieser Zeit. Eigenartig ist auch diese Jahresfeier durch die Verquickung des Persönlichen mit dem Politischen, doch erscheint beides hier wenigstens nicht in demselben Durcheinander wie bei der Feier des vorhergehenden Jahrs, vielmehr teilt der Dichter selbst die Jahresfeier in drei Hauptabschnitte, nämlich erstens in einen politischen, zweitens in einen persön-

[1]) Gerichtet ist das Gedicht an den Maler Füessli in Rom.

lichen Teil, den dritten Teil endlich bilden rühmenswerte Geschichten.

Bezeichnend für den Inhalt des Ganzen ist der Vorbericht, in dem sich der Dichter sein Ziel steckt. Seine Absicht ist, im Volke Liebe zum Vaterland, Liebe zur Gerechtigkeit, Mut und edle Gesinnung auszubreiten, Stolze zu unterdrücken, Bedrängte zu schützen, gute Taten, vor den Augen der Welt verdeckt, ans Licht zu stellen und Großmut gegen Feinde zu predigen, das Laster am Altar und Thron zu züchtigen und schöne Bilder aus den Hütten zu zeigen.

Das Gedicht selbst ist eingeleitet durch eine Anrede an die „Kühnheit". Dieser Eingang führt uns die selbstbewußte, himmelstürmende Natur des Jünglings deutlich vor Augen und beweist noch deutlicher als der Vorbericht, daß es ihm vor allem darauf ankommt, den ihn umgebenden Despotismus zu brandmarken. Er ruft die Kühnheit an, sie möge ihn mit Mut waffnen zu seinem kühnen Beginnen. Nicht im Schlachtengewühl, wie der Pöbel, sieht er die Kühnheit, nein er fand als Jüngling im Elend sie, sein Geist, von oben tief gedrückt, ward bald mit ihr vertraut. Sie beseelt den Dichter, welcher Wahrheit sagt, nicht Fürsten schont, nicht Höflinge, sie beseelt Denker wie Leibniz, gibt Donner in den Mund dem Sprecher im Rate des Fürsten, wenn Bosheit sich zusammenrottet (gemeint ist natürlich Gemmingen) und drückt das blanke Schwert in die Hand des Edlen, der mit stolzem Mut die Freiheitshässer niederstürzt. Und zum Schluß kommt noch einmal das Programm seiner Dichtung: nicht Menschenhaß will er singen (er ist der Menschheit gut), sondern nur Haß gegen die Sklaverei, die Fürsten, die sich Erdengötter dünken, richten und die feige Schlangenbrut, die sich um Fürstenstühle schmiegt, dreist durchs Lied hinwegpeitschen.

Nun beginnt der erste, politische Teil der eigentlichen Jahresfeier. Selbstbewußt, wie er ist, stellt er seine eigene Person in den Vordergrund: die Mutter klagt über das lange Ausbleiben ihres in der Fremde weilenden Sohnes.

Der Dichter beruhigt sie: er habe sich von seinen Feinden selbst verbannt; und habe er nicht Freunde genug und horche ihm nicht sein Volk zu, wenn seine Harfe beginne?

Die erste Mahnung, die nun folgt, gilt Polen, dem törichten Volk, das gegen sich selber wütet. Dann wendet H. sich an den Herrscher der Deutschen (Joseph II.), rühmt seine reformatorische Tätigkeit und ruft ihm mahnend zu, bewaffnete Stolze zu beugen und des schwächeren Armes zu schonen, der nie sich gegen ihn aufhob. Daran schließt er einen herben Ausfall gegen Friedrich den Großen als Eroberer und Kriegshelden. Nur bebend wagt seine Harfe, die sonst nie zittert, diesen Gewaltigen zu strafen. Dies gibt dem Dichter Anlaß, an die alten Zeiten der Barden zu erinnern, da die Könige auf deren Lieder horchten, da ihr Lob sie entzückte und ihr Tadel zu Boden drückte, da die Barden heilig und unantastbar waren, denn durch sie redet Allvater, wenn er Könige warnen will.

Die Greuel des Kriegs zu beschreiben, gibt ihm im folgenden auch der Krieg zwischen Rußland und der Pforte Veranlassung. Er verbindet damit eine Mahnung an Katharina II., ihre Völker nicht schuldlos zu würgen, denn Allvater werde einmal von den Fürsten das Blut der geschlachteten Unschuld fordern.

Dann wendet er sich an die deutschen Fürsten im allgemeinen. Er geht aus von dem Gedanken der Freiheit und Würde der menschlichen Seele, ein Gedanke, der ihn ganz erfüllt. Wo sind sie, ruft er, die frei sich fühlen geschaffen? Welche den niedrigen Wurm im niederschmetternden Frevler sehen, und ihn der Larv' entkleiden? O, daß ich euch fände! Daß wir zusammen uns sammeln, mit unüberwindlicher Kühnheit, und „mit Wahrheit Gottes begleitet" (sic!), die Frevler strafen, welche die Rechte der Menschheit zertrümmert haben, den Trümmern ihren Stuhl aufsetzen, und Götter der Erde sich dünken. Gott schuf sie nicht Fürsten, schuf sie nur Menschen gleich uns. O goldene Zeit, da noch kein Herrscher, kein Knecht war, da Weisheit und Alter

gebot und jeder die Wohlfahrt des Bruders suchte. Seit Herrscher gebieten, häufen sich Frevel. Und doch ist er Fürsten nicht gram, wenn Recht und Gericht sie schützen, und wenn das Glück der Landsassen ihr Glück ist. So schlägt sein Herz warm Gustav III. entgegen, der wiederum den deutschen Fürsten als das Ideal eines Herrschers vor Augen geführt wird.

Glücklich könnte auch sein Vaterland sein, wenn seine Beherrscher nicht den Schweiß des Werkmanns und Pflügers vergeudeten, wenn nicht seufzten verstoßene Diener im Land, wenn nicht der fremde Geist die Bürger zu Sklaven gemacht, und nicht das vom Hof ausgehende Gift sich über das ganze Land verbreiten würde, so aber finde man nur Frevler im Land und Gewalt und hungernde Blöße.

Nachdem er dann mit beredten Worten die Herzen für die Armen und Elenden zu gewinnen versucht hat und die Aufhebung des Jesuitenordens gestreift hat, kommt er nochmals darauf zurück, das Bild eines schlechten Regenten zu entwerfen in Farben, die wir uns kaum greller denken können:

... Erhebe dich, Lied, und räche die Schande.
Tritt hervor! was bückst du dich, was krümmst du den Nacken;
Tritt hervor, du Herrscher der Welt! so klein du auch wareſt,
Nennen dich so die Chöre der schmeichelnden Höflinge? Höre!

Unrecht ist es, daß du dem friedliebenden Bürger
Seine Gattin entführst, und in dein Bette sie aufnimmst.
Richtet keiner, so richtet doch dort am Ende der Tage
Gottes Gericht! so richtet mein Lied, dort laut, itzt verborgen.
Siehe, dort weint er, dessen Tochter du dreist der Mutter hinwegnahmst,
Deiner Lüste verworfene Sklavinn zu seyn! Dort gehet ein Alter,
Matt die Blicke zur Erde gesenkt, dem sinkenden Monde
Gleichet sein Antlitz; er lallt gebrochen mit bebender Zunge
Ehemals war er ein waidlicher Mann, ...
Diesen hast du verderbt, ... Du drückst den Landmann mit hartem
Frohndienst, und gibst ihm kein Brod, und was er selber gesäet,
Das zerwühlen dem dürftigen Manne die Thiere des Waldes.

Seine Kinder gehen entblößt, und hungern. O, dürft' ich
Legen hinweg die strafende Geißel; ich wende mich ringsum;
Überall find ich gelähmte, verstoßene Diener im Elend.
Also lohnen die Götter der Erd'. (S. 92.)

Hartmann macht dazu die Anmerkung: Hier habe ich ein Ideal eines schlimmen Regenten zusammengesetzt. Es ist kaum möglich, daß ein Tyrann sein kann, der all dies zugleich ist . . . Ich bezeuge hier öffentlich und feierlich, daß ich keine individuelle Person vor mir gehabt habe; sondern bloß dadurch den Söhnen des Fürsten, an welche die Anrede ja geht, das Laster in seiner Abscheulichkeit darstellen will. (S. 90 f.)

Diese Erklärung ist von der Vorsicht eingegeben, kann uns aber nicht täuschen. In Wirklichkeit ist dieser dichterische Erguß nichts anderes als das Sündenregister, das Hartmann dem Herzog über die in den letzten Jahren verübten Gewalttaten vorhält.

Noch huldigte ja Herzog Karl damals einer wilden Sinnenlust, der die Töchter, ja bisweilen sogar die Frauen des Landes, selbst solche aus den höheren Kreisen, zum Opfer fielen. Vorgänge, wie der mit der Geheimratstochter vom Jahre 1769, der schon oben (S. 59) erzählt worden ist, sind sicher auch noch später vorgekommen.[1]) Offenkundig ist auch die Anspielung auf die Hungersnot von 1771. Der Herzog hat ja nichts getan, um der Hungersnot zu steuern, nicht einmal den Wildschaden vermindert, und dazu noch den hungernden Bauern ungemein große Fronen aufgelegt.[2]) Daß endlich die letzten Verse auf das Geschick der beiden

[1]) Der Protest gegen dieses schlimmste Verbrechen des Despotismus des 18. Jahrhunderts findet sich in der württembergischen Dichtung dieser Zeit zuerst bei Hartmann. Zweifellos ist Lessings Emilia Galotti (1772) vorbildlich gewesen. Hartmann schreibt am 19. Dezember 1772 an Bodmer: Emilia Galotti „interessiert mich ungemein; lassen Sie dieselbe meine Schwester sein und meine Leidenschaft wird zur gerechten Wut."

[2]) Vrgl. oben S. 90.

Vettern Hartmanns Bezug nehmen, welche der Herzog in seiner Launenhaftigkeit mitsamt ihrer Familie dem Hunger und Elend preisgegeben hatte, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Der Dichter hat den Plan, diese Gewalttat an den Pranger zu stellen,[1]) in der Tat gründlich ausgeführt.

Der zweite Teil der Jahresfeier ist mehr persönlich. Er gedenkt seines Vaters, seiner Freunde in der Schweiz und in Deutschland. Aber der Geist der Unabhängigkeit und des Tyrannenhasses durchdringt auch diesen Teil. Bezeichnend ist, daß er zum Ruhm seines Vaters anführt, er höre ihn oft beten, daß keiner von seinen Gezeugten die Würde des Menschengeschlechts erniedere, von Fürsten Gnade zu bitten und Reichtümer zu sammeln durch Wucher und Unrecht, ein Zug, der übrigens zu dem Bild des strengen Mannes in Wirklichkeit recht wohl gepaßt haben mag. — Mit Begeisterung erinnert er sich dann der in der Schweiz empfangenen Eindrücke, der patriotischen Tendenzen der Gesellschaften, auch des Abts des Gotteshauses zu Maria Einsiedeln, der nach Recht und Wahrheit forschet, die Wissenschaften liebt und die Raubgier der Großen haßt. Es zieht ihn zurück zu diesem Lande, wo er im Schoße der Freiheit und ungesehen von Frevlern leben und der Schande der Menschheit vergessen könnte.

Bemerkenswert ist endlich der dritte Teil: edle Geschichten. Die erste rühmt das bürgerliche Selbstbewußtsein, das auf eigenes Verdienst pochen kann gegenüber dem Hochmut des Adels, der seinen ganzen Stolz auf seine Abstammung gründet. Mehr liegt dem Dichter an der zweiten Geschichte, der „schönsten", wie er sie nennt. Sie handelt von einem fürstlichen Diener, der von dem Fürsten den Befehl erhält, ihm eine der Töchter des Landes zuzuführen, statt dessen aber die Mutter rechtzeitig warnt und so das Mädchen vor der Schmach rettet.

[1]) Vrgl. oben S. 148.

Solche Geschichten waren sicher über den Herzog von Württemberg in Stuttgart zu hören; vielleicht hatte Hartmann sie auch von seinem Vetter, Johannes, dem früheren Kammerdiener des Herzogs, der selbst ähnliche Fälle erlebt oder von seinen Kollegen gehört haben mag. Daß die Kammerdiener tatsächlich diese Funktion hatten, berichtet Petersen in seinen nachgelassenen Papieren. Hier findet sich folgende Notiz: „Im Jahr 1771 war Karl gegen 4 Wochen in Mömpelgard.... Gefiel ihm ein Mädchen oder Frau, ließ er durch seinen Kammerdiener Hartmann (einen geborenen Mömpelgarter) unterhandeln...." Wenn wir auch nicht ohne weiteres auf Grund dieser Stelle diesen Hartmann mit des Dichters Vetter identifizieren dürfen, so geht doch aus ihr deutlich hervor, daß dieser Verwandte ihm leicht ähnliche Geschichten zutragen konnte, wie sie der junge Hartmann in dem oben angeführten Gedicht behandelt hat.

Die Jahresfeier von 1773 bezeichnet den Höhepunkt von Hartmanns dichterischer Tätigkeit. Bemerkenswert ist, daß hier der Einfluß Klopstocks[1]) fast vollständig in den Hintergrund gedrängt ist. Von dem deutschen Vaterlandsbewußtsein, das in der Feier von 1772 noch so deutlich zutage tritt, zeigen sich hier nur schwache Spuren. Wohl setzt er als Motto über das Ganze den Anfang von Klopstocks bekanntem Vaterlandslied: „Was tat dir, Tor, dein Vaterland!" aber nicht deutsch-nationale Gesinnung zu wecken ist der Zweck dieser Jahresfeier, sondern die Großen der Erde will sie richten und ihnen ihre Schandtaten vorhalten. So würde eher ein Wort aus Huber oder Gemmingen an den Anfang der Feier passen. Wie ihre Dichtung bewegt sich jetzt auch seine ausschließlich in den Bahnen der politischen Opposition.

Huber sieht freilich mit Entsetzen die Kühnheit seines Schülers. Dies erhellt aus einem Brief Hartmanns an

---

[1]) Natürlich inhaltlich gemeint, formell hat er sich nie ganz vom Klopstockischen Einfluß freigemacht.

Bodmer vom 4. Januar 1774, in dem Hartmann schreibt: „Ach daß Huber noch einmal aufträte. Aber er schreibt mir, meine Gedichte seien alle Lästerungen, der Ketten wert. Der Gute, Ehrliche, daß wir doch nicht alle zusammenfliehen können und ewig an einem besseren Orte wohnen." Die Warnungen Hubers scheinen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Hartmann wird sich selbst bewußt, daß er mit dieser Jahresfeier sich selbst aus seinem Vaterlande verbannt habe. „Nicht Anhänglichkeit an die Heimat," schreibt er am 2. März 1774 vor seiner Abreise nach Mietau an Bodmer, „hält mich, meine Reise zu verschieben. Ich selbst habe mir die Türe geschlossen, die ich geschlossen haben wollte. Meine Feyer, die immer noch nicht gedruckt ist, enthält eine Ursache, warum ich mich auf ewig aus meinem Vaterlande selbst verweisen muß." Er weiß also wohl, daß ihn seine Jahresfeier die Heimat kosten werde, aber er ist sich ebensosehr bewußt, daß er nur einem innern, unabweisbaren Drange gefolgt ist, indem er diese Anklagen in die Welt hinausschleuderte. Ähnlich wie ein Gedicht Gemmingens an seine Freundin, enthält ein poetischer Gruß, den er der Lavaterin nach Absendung seiner Feier des Jahres 1773 zugesandt hat, eine bezeichnende Selbstdarstellung:

Hast Du die Feyer des Jahrs, wie stimmt der eiserne Inhalt
Je mit Deinem Taubengeiste zusammen, Du Redliche, Gute!
Anders sollt' ich Dir dichten; ich kann nicht, Wut ist mein Tonmaß,
Jeder Gedanke ein Fluch den Frevlern und wollt ich Dir lächeln,
Könnt ich es kaum, so sehr ist mein Geist in voller Empfindung.
Aber doch schwör' ich Dir, um Deinetwillen und anderer
Weniger willen könnt ich die Welt nicht hassen, wofern nicht
Überall um mich her die Freveltaten mich schreckten.[1])

Beredter hätte uns der Dichter nicht dartun können, wie mächtig der Haß gegen den ihn umgebenden Despotismus sein Dichten und Denken beherrschte. Wir haben gesehen, in welchem Maße dieses Motiv tatsächlich für seine Dichtung bestimmend geworden ist.

[1]) Brief vom 26. Februar 1774.

Vier Monate, nachdem Hartmann dies schrieb, verließ er seine Heimat. Mitte Juni kam er in Mietau an. Mit den neuen Verhältnissen, in die er hineingestellt wird, gewinnt auch seine literarische Tätigkeit einen wesentlich anderen Charakter. Auffallend ist in Mietau das Nachlassen der produktiven Kraft in der Dichtung. Wir hören nur von einem Plan einer Kantate auf die Weltschöpfung und einer Jahresfeier für 1774, die aber nicht einmal zustande kommt. Dieses Erlahmen des dichterischen Schaffensdrangs erklärt sich zweifellos großenteils dadurch, daß ein mächtiger Anstoß von außen, wie ihn die politischen Zustände Württembergs dem jungen Dichter gegeben hatten, ihm in seiner neuen Umgebung gefehlt hat.[1])

Von der Poesie wendet er sich nun immer ausschließlicher der Prosa zu. Neben einigen unbedeutenderen, kleineren psychologischen Abhandlungen gilt sein ganzes Interesse seiner „Geschichte der Menschheit". Zur Geschichte hatte sich schon der junge Dichter hingezogen gefühlt und er ist stets dieser Neigung treu geblieben. Interessant ist, daß ähnlich wie in seiner Dichtung auch in seinen Plänen geschichtlicher Darstellungen die Tendenzen allmählich völlig andere geworden sind. Das Vaterlandsbewußtsein Klopstocks, das auch für seine geschichtlichen Studien den Ausgangspunkt bildete, ist mit der Zeit auch hier allmählich in den Hintergrund gedrängt worden. In der ersten Zeit seiner Beschäftigung mit geschichtlichen Problemen hat er die Geschichte lediglich vom nationalen Gesichtspunkt aus betrachtet, und hier tritt vielleicht noch deutlicher als in seinen Gedichten zutage, wie mächtig der Einfluß Klopstocks auf den jungen Dichter gewesen ist. In seinen ersten Briefen an Bodmer bezeichnet er es als Aufgabe der Geschichte, die Liebe zum Vaterland, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den verschiedenen deutschen Staaten zu wecken. Das Zeitalter,

[1]) Zugleich mag ihn freilich auch der neue Beruf etwas mehr in Anspruch genommen haben.

in dem er lebt, scheint ihm unfähig, Patrioten zu erwecken; er hofft deshalb, seinem Vaterland werde ein Hume erstehen, der jene grauen Patrioten in so glänzendem Lichte hinstellen würde und des Dichters Zeit mit jenen in eine solche Vergleichung setzen, daß eine heilige Scham und Wut sie ergreife, es ihnen nach den Sitten ihrer Zeit gleichzutun. Dieses Zurückgehen auf die alten Zeiten der Deutschen soll das jetzt erstorbene Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Staaten neu beleben. „Freilich muß dies," fährt er fort, „bei der Verfassung des Reichs, wie die unsere ist, immer schwer gehen, wo immer ein Württemberger jeden andern als einen Ausländer betrachtet und sogar unsere kleinen Republiken, die Reichstädte gegen jeden andern fremde tun, und die Glieder eines einzigen Staatskörpers in stetigem Streit miteinander sind. Aber eben darum führe man sie auf die ältesten Zeiten zurück, wo die Deutschen untereinander sich als Brüder ansahen und gleich dachten. Man stelle die Tugend in ihrer Schönheit und das Laster in seiner Abscheulichkeit dar."[1])

Mehr im Sinn Hubers ist demgegenüber der Plan einer württembergischen Geschichte, der nicht viel später in Hartmann auftaucht. Schon vor ihm hatte einer seiner Freunde, wahrscheinlich Spittler, eine Darstellung der württembergischen Geschichte unter Herzog Christoph ins Auge gefaßt. Hartmann begrüßt diesen Plan freudig, dient doch die Geschichte nach seiner Meinung dazu, der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, und schien doch gerade das Bild eines Regenten wie Herzog Christoph am besten geeignet, Herzog Karl und seine Umgebung zu beschämen. Aber eben deshalb konnte diese Geschichte, „wegen patriotischer Urteile", wie sich Hartmann ausdrückt, in Württemberg nicht gedruckt werden (Brief an Bodmer vom 19. Dezember 1772). Hartmann selbst hat dann die Aufgabe einer württembergischen Geschichte gereizt, nach seinen Briefen zu schließen, hat er

[1]) Brief an Bodmer vom 27. Oktober 1772.

einige Zeit daran gearbeitet (Brief vom März 1773 an Bodmer), allein es ist, wie mit so vielem andern, nichts daraus geworden.

Später hat sich Hartmann unter dem Einfluß Herders mehr der Geschichtsphilosophie zugewandt. Er faßte den kühnen Plan einer Geschichte des Menschengeschlechts. Dieser Arbeit widmet er in Mietau sein ganzes Interesse. Auch von dieser Geschichte ist nichts zustande gekommen, er starb zu früh. Immerhin ist schon der Plan, den er uns hinterlassen hat, sehr beachtenswert.[1]) Er beabsichtigt eine historische Enzyklopädie, die anhebt mit der physischen Erdrevolution. Danach sollte die älteste Zeit des Menschengeschlechts dargestellt werden auf Grund der überlieferten Denkmäler in Sprache, Theogonie und Mythologie. Der Hirtenstand ist ihm der Urstand der Menschheit. Dann will er sein Interesse den Entdeckungen zuwenden, die der Heldenzeit den Weg bahnen, der Erfindung des Erzes, dann der Denkart der Familie, die zunächst nur dem Ältesten gehorchte, der Entstehung der Gesetze, der Priester, Richter und Herrscher. Seine besondere Aufmerksamkeit richtet sich des weiteren auf den Ursprung der Sprache, ihre Fortpflanzung, Abweichung, Verfeinerung. Daneben steht im Vordergrund seines Interesses die Sittengeschichte, die Entwicklung der Künste, Wissenschaften; die Geschichte der Erfindungen, der Rechte, Freiheiten, Gesetze der Menschheit im Gegensatz zu den Anmaßungen, Forderungen, Beeinträchtigungen der Herrscher; Friede und Krieg und die Erfindungen, zu welchen dieser Gelegenheit war; das stehende Heer, durch welches sich die Herrscher ihren Bürgern furchtbar gemacht haben, und auf welchem die Gesetze des Despotismus, wenn anders dieser Gesetze haben kann, ruhen, und viele Sachen mehr.

Wie deutlich hört man aus diesen Forderungen den Untertanen Herzog Karls, den Freund Hubers und Gemmingens heraus. Man kann ihn in dieser Beziehung mit

[1]) „Über das Ideal einer Geschichte," Schriften S. 245 ff.

Spittler vergleichen. Auch Spittler war aufgewachsen unter den schweren Kämpfen zwischen Herzog Karl und der Landschaft. Die Geschichte, die bisher wenig mehr als Kriegs- und Regentengeschichte gewesen war, wird daher in seinen Händen zu einer Geschichte der Verfassung und staatlichen Einrichtungen, ihrer Entstehung, Fortbildung, Entartung, Wiederherstellung. Ob freilich Hartmann dasselbe politische Verständnis an den Tag gelegt hätte wie Spittler, ob er speziell die Entstehung landständischer Rechte ebenso lebensvoll behandelt und dasselbe Interesse für diese Entwicklungskämpfe staatsrechtlicher Verhältnisse in uns geweckt hätte, ist eine Frage, die nicht beantwortet werden kann.

Allerdings mögen auch die zuletzt behandelten Forderungen teilweise auf literarische Anregungen zurückgehen; sie waren wenigstens schon vor Hartmann erhoben worden. Hartmann wandelt damit nur in den Fußstapfen Mösers, dessen Verdienste um die Geschichtswissenschaft er auch in seiner selbstbewußten Art gnädig anerkennt. Möser hatte schon in seiner Osnabrückischen Geschichte (I. Teil 1768) ein ganz ähnliches Programm aufgestellt. Die Hauptsache ist auch ihm das Volk. Die Geschichte soll nicht bloß Regenten-, Hof- und Adelsgeschichte, sondern Volksgeschichte sein. Er selbst bemüht sich daher, vorzüglich die Geschichte der Rechte, Sitten, Gewohnheiten des Volks zu entwickeln, den Einfluß, welchen Handel, Geld, Städte, Adel, Kriege gehabt haben. Sein Ideal der Geschichte ist, daß sie insbesondere den Bürger und Landmann lehre, wie er bei den mancherlei Regierungsformen und deren sich immer verändernden Spannungen Freiheit und Eigentum am sichersten erhalten könne.

Diesem Werke einer Menschheitsgeschichte hat Hartmann seine letzte Lebenszeit gewidmet. Er hat sich damit immer mehr dem Wege Herders genähert. Allein so nahe sich auch ihr literarisches Schaffen berühren mag, so trennt sie doch ein merklicher Unterschied: der politisch-oppositionelle Zug, der nicht nur durch Hartmanns ganzes Dichten geht, sondern voraussichtlich auch ein charakteristisches Merkmal

seiner Menschheitsgeschichte geworden wäre, ist für die schriftstellerische Tätigkeit H.s weit typischer als für die Herders.

Wie für Huber, Gemmingen und Kazner sind also die politischen Verhältnisse Württembergs für Hartmanns literarische Tätigkeit in ganz hervorragender Weise bestimmend gewesen, ja, solange er auf heimatlichem Boden stand, sogar in dem Maße, daß hinter diesen Impulsen die literarischen Anregungen, denen er seinen Geist geöffnet hatte, zurücktraten. Nur die literarischen Einflüsse, die in der Richtung seiner Oppositionsdichtung lagen — die politische Literatur der Aufklärungszeit —, haben während seiner Württemberger Zeit nachhaltiger auf ihn zu wirken vermocht. Wie Huber und Gemmingen ist Hartmann in weitgehendem Maße von Haller, Bodmer und Wieland (Goldener Spiegel)[1] beeinflußt, dagegen unterscheidet er sich von den beiden württembergischen Dichtern durch seine Abhängigkeit von Rousseau.[2] Während Huber und Gemmingen in ihrer Opposition sich mehr auf die Verfassung stützen und in der Wahrung der alten Rechte und in der Einführung zeitgemäßer Reformen das Heil erblicken, pocht Hartmann daneben im Sinne Rousseaus auf die ursprüngliche Gleichheit aller, die Souveränität des Volks,[3] und gebärdet sich teilweise schon als politischer Revolutionär,[4] der sich nicht scheut, offen den Sturz der Tyrannen zu predigen. Wenn er in seinen Gedanken kühner, freimütiger erscheint als seine beiden älteren Freunde, so ist dies freilich teilweise auch auf Rechnung seines Alters zu setzen: Huber und Gemmingen repräsentieren das bedächtigere Alter, er die himmelstürmende

---

[1]) Vrgl. Brief vom 25. März 1773 an Bodmer, in dem er von einigen „wirklich vortrefflichen Stellen aus dem Goldenen Spiegel" spricht.

[2]) Brief vom 21. Juni 1773: „Von Rousseau denke ich sehr gut."

[3]) Vrgl. Gedichte S. 14.

[4]) Gedichte S. 138 f.

Jugend, die keinerlei Konzessionen an die Welt zu machen geneigt ist.

Hartmanns Tätigkeit in Mietau hat nicht lange gedauert, er ist schon am 5. November 1775 gestorben, erst 23 Jahre alt. Seine Erzeugnisse wie seine Persönlichkeit machen den Eindruck des Unreifen. Es ist schwer zu sagen, was er noch geleistet hätte. Er hat jedenfalls zu den schönsten Hoffnungen berechtigt: der Eifer, mit dem er in Mietau geforscht hat, beweist, daß es ihm mit seinen hohen Plänen wirklich ernst gewesen ist. Aber allen weiteren Erfolgen hat der Tod ein frühes Ende gesetzt.

Hartmanns früher Tod ist in ganz Deutschland betrauert worden, namentlich in Schwaben. Schubart hat ihm einen warmen Nachruf in seiner Chronik gewidmet, und der junge, damals 16jährige G. Fr. Stäudlin hat ihm einen Bardengesang[1]) zugeeignet, dessen zweitletzte Strophe recht gut als Motto über Hartmanns Dichten paßt:

Mit Schande aber deckteſt Du und mit Fluch
Der Menschentaten manche verworfene,
Weg riß Dein Lied dem Frevlerhaupt die
Krone, und gab dem Verdienst im Staub sie.

Schubart.

Schubart ist der berühmteste und interessanteste unter den Vorläufern Schillers. Er ist von Geburt nicht Württemberger, aber er hat einen großen Teil seines Lebens auf württembergischem Boden zugebracht, einige Zeit lang sogar am Hofe Herzog Karls selbst gelebt, und er ist das bekannteste Opfer von Herzog Karls Despotenlaune geworden. Diesen Umständen ist es wesentlich zuzuschreiben, daß trotz der ungeheuren Unterschiede, die hinsichtlich Leben und Charakter zwischen ihm und einem Huber, Gemmingen und Hartmann bestehen mögen, seine Dichtung eine so große Ähnlichkeit mit der der Württemberger aufweist.

[1]) Schwäbisches Magazin, 12. Stück S. 952.

Schubart gilt mit Recht als der bedeutendste politische Schriftsteller der Sturm- und Drangperiode.[1]) Neben dem Bestreben, Vaterlandsliebe und deutsche Gesinnung zu wecken, hat er es sich als politischer Schriftsteller zur Hauptaufgabe gemacht, gegen Despotismus und Sklaverei anzukämpfen und die Segnungen der Freiheit der Mitwelt vor Augen zu stellen. Diesen Zwecken diente vor allem seine „Deutsche Chronik" (1774—1777). Mit grimmigem Zorn wendet er sich hier gegen die nichtsnutzigen Tyrannen, die sich vom Opferdampf ihrer Höflinge beräuchern lassen (D. Chr. 1775 S. 125 f.), die in prassenden Festen an einem Tag verjubeln, was der Bauer mit harter Arbeit während eines ganzen Jahres gewonnen (1777 S. 411), die durch stehende Heere das Land drücken und das Mark der Bürger fressen (1774 S. 252), in deren Ländern sich Höflinge und Kameralisten bereichern, während Handel und Gewerbe danieder liegen und die Bauern stöhnend am Pfluge verhungern; die ihre arabischen Hengste prächtig begraben, dagegen ihre weisen Ratgeber verhungern und ins Meer werfen lassen; die anstatt für Witwen und Waisen zu sorgen, Unsummen an Gaukler und Taschenspieler verschwenden (1775 S. 593 f.) und überdies noch durch Lotterien das Volk sittlich ruinieren (1774 S. 535), die das Blut ihrer Untertanen als Land- und Domänenware betrachten, gut genug, um es an die Engländer nach Amerika zu verkaufen' (1776 S. 330). Wie auffallend ähnlich sind doch Schubarts Tendenzen mit denen unserer württembergischen Dichter! Für jede der zitierten Stellen aus Schubarts Chronik ließen sich mit Leichtigkeit Parallelen aus Hubers, Gemmingens und Hartmanns Dichtungen bezw. Briefen anführen. Schubart selbst war sich bewußt, wie nahe sich sein Denken und Wollen mit dem ihrigen berührte. Er hat immer das

[1]) Vrgl. über Schubart als politischen Schriftsteller namentlich Adolf Wohlwill, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte VI. 342 bis 391.

Schwabenland in Schutz genommen gegen die Verunglimpfungen von seiten der Norddeutschen und es war ihm immer eine Freude, das Gute, das auch hier im Südwesten zu finden war, der Welt zu verkünden. Er hat namentlich auch auf die bedeutenden Männer Schwabens hingewiesen und Huber, Gemmingen und Hartmann in die vorderste Reihe gestellt. Geradezu rührend ist die Freude, mit der er im Jahr 1775 der Welt Kenntnis gibt von Hubers eben erschienenen „Reden mit Gott". Zweierlei zieht ihn so mächtig an in diesem Gedichtbändchen — und das ist bezeichnend — einmal die Begeisterung für Freiheit und Menschenbeglückung und dann die wahre Frömmigkeit, die so vornehmlich daraus spricht: „Ha! willkommen, deutscher Mann," ruft er ihm zu, „der du glühend vor Andacht betest vor dem Unendlichen! Lange hast du geharrt, wie der Adler auf dem Felsennest, und nun fliegst du auf zur Sonne, und der empfindsame Schwabe sieht dem Lichtpfad nach, durch den du einherfleuchst . . . . Wenn die Könige der Erde nach Hubers Vorschrift beten würden, so würde die Welt bald Elysium sein. Man stelle sich einen König vor, der ohne Kron und Szepter zum Schöpfer der Morgenröte emporblickt und sein Gebet stammelt:

„Zu dir, o König aller Welten!
Heb' ich mein Haupt von Kronen bloß,
Und diese Hände scepterlos, . . . usw."

Und weiter unten: „Den Morgen will ich mir in Musik setzen, und er soll künftig mein Morgengesang sein . . . . 's wär freilich keine Kunst, mit kalter, kritischer Nase Fehler aufzuspüren, aber Schönheiten glänzen sie weg wie Sonnenstrahlen Dunstbilder." [1]) Daß diese begeisterten Worte des

[1]) Deutsche Chronik 1775 S. 198 ff. Vrgl. auch die Stelle aus einem Brief Schubarts an Bökh (Rektor in Eßlingen): „Ihr Huber ist gar ein stattlicher Mann. Er erwachte nach 25 Jahren mit Ehren. Adlersflügel sind ihm indessen gewachsen. Wie gut steht er uns Schwaben an!" (D. Fr. Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen I, 316.)

Lobs keine Phrasen sind, daß sich Schubart auch noch später mit den Gedanken Hubers beschäftigt hat, beweist eine andere Stelle seiner Chronik.[1])

Gemmingen andererseits hat er als das Ideal eines Staatsmanns verehrt. Lakonisch, aber doch begeistert klingt das Lob, das er ihm in einer Stelle der Chronik spendet: „Was wäre Gemmingen, wenn er für die Welt sein wollte, was er für sein Land ist.“[2])

Den jungen Hartmann hat er wegen seines jugendlichen Selbstbewußtseins einigemal hart getadelt, ihm aber nach seinem Tod doch in der Deutschen Chronik ein ehrendes Denkmal gesetzt: „Vieles und vielleicht manch Gutes hätte man von ihm erwarten können; aber schnell schoß er auf, blühte, und schnell welkt' er dahin und der Sturm spielt mit seinen Blüten. — Friede mit deiner Asche, edler, deutscher Jüngling.“[3]) —

Schubart hat seine Freimütigkeit, gegenüber den damaligen Duodezfürsten schwer gebüßt, 10 Jahre lang hat ihn Herzog Karl auf dem Asperg gefangengehalten. Was er in dieser Zeit gelitten hat, davon geben uns seine Briefe beredtes Zeugnis. Aber wie Huber ist auch ihm im Kerker die Muse als Trösterin erschienen. In einer Reihe von Liedern, von denen einige noch heute leben, hat er dem Gram des gefangenen Mannes, aber auch seiner freien Ergebung in sein Schicksal ergreifenden Ausdruck gegeben. Hier auf dem Asperg ist auch sein bekanntestes Gedicht entstanden, „die Fürstengruft“. Als der Herzog trotz bestimmt gegebenen Versprechens, den Dichter freizulassen, sein Versprechen immer wieder nicht einlöste, brach des Dichters Zorn mit titanenhaftem Ungestüm hervor. In dieser Stimmung ist dieses Gedicht entstanden, vielleicht der flammendste Protest gegen die Vergewaltigung des Volks aus dieser Zeit.

[1]) 1775 S. 474.
[2]) 1776 S. 98.
[3]) 1775 S. 765 f.

So kurz auch der Überblick über die politische Dichtung Schubarts sein mag, so zeigt er doch wohl deutlich genug, wie nahe sich diese Dichtung mit der unserer württembergischen Dichter berührt. Wohl mag Schubarts Polemik gegen den damaligen Despotismus ihre Nahrung mehr aus der allgemeinen Erregung gezogen haben, die damals durch ganz Deutschland ging, als aus den landschaftlichen, wie die der Württemberger — hinter allen diesen Dichtern taucht die Gestalt Herzog Karls auf; dies verbindet sie und dies gibt ihrer Dichtung einen einheitlichen Zug.

Wenn man Schubart immer den Vorläufer Schillers nennt, sollte man nicht vergessen, daß gleichzeitig mit ihm, ja schon lange vor ihm, andere schwäbische Dichter mit derselben Begeisterung die Gedanken verkündet haben, die Schillers und Schubarts Dichtung gemein sind; nur ist ihre Dichtung nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, wogegen der viel begabtere Schubart auf seine Zeitgenossen ungemein gewirkt hat, wie er auch der einzige Schwabe seiner Zeit gewesen ist, welcher die Gabe der Popularität besessen hat.

Schiller.

Mit Schiller treten wir wieder auf württembergischen Boden. Er ist derjenige, der diese Reihe politischer Schriftsteller beschließt und zugleich derjenige, mit dem die württembergische Literatur völlig den Anschluß an die gesamtdeutsche Literatur gefunden hat. In diesem Namen hat die württembergische Dichtung, die im Vergleich mit der glänzenden Entwicklung der sonstigen deutschen Literatur so weit zurückgeblieben war, das, was die Fremde voraushatte, nicht nur nachgeholt, sondern auch in raschem Zuge überholt, aus der Fülle eigenen Vermögens umgestaltet und bereichert und mit Zinsen heimgegeben, was sie von außen empfangen hatte.[1])

[1]) Nach Wilh. Lang in Euphorion V, 659 ff.

Der junge Schiller gehört in der deutschen Literaturgeschichte zu den Stürmern und Drängern. Aber daß er gerade die politische Seite des Sturms und Drangs mit solcher Kraft vertreten hat, ist auf Rechnung der Umgebung und der Verhältnisse zu setzen, unter denen er aufgewachsen ist. Eben weil seine Jugenddichtung in so reichem Maße in den politischen Verhältnissen seiner württembergischen Heimat ihre Wurzeln hat, darf er zugleich als ein Glied in der Kette der politischen Dichter Württembergs gelten.

In welcher Weise für die Jugenddichtung Schillers, in dessen Leben ja auch die Hand des Herzog Karls gewalttätig eingegriffen hat, die politischen Verhältnisse seiner Heimat bestimmend geworden sind, ist von berufenerer Seite schon aufs beste dargestellt worden.[1]) Hier genüge es, auf das Drama hinzuweisen, in dem der junge Dichter diese politischen Anregungen am fruchtbarsten und umfassendsten ausgestaltet hat, Kabale und Liebe. Es ist das großartigste Gemälde der politisch-sozialen Zustände der deutschen Mittelstaaten des 18. Jahrhunderts, ein Bild, wie wir es ähnlich schon von Huber, Gemmingen, Hartmann, Schubart her kennen: Der despotische Fürst,[2]) der in seiner wilden Sinneslust vor keiner Schranke Halt macht, die allgewaltige Favoritin,[3]) der schurkische Minister,[4]) dem kein Mittel zu

[1]) Ich erinnere hier nur an den I. Band von Weltrichs Schillerbiographie und die Abhandlung von R. Krauß, Spiegelungen des Karl Eugenschen Zeitalters in Schillers Jugenddramen (Württ. Vjh. Neue Folge XIV, 1905). Bezüglich Kabale und Liebe speziell siehe: Dr. Ernst Müller, Schillers Kabale und Liebe, Korresp.Bl. f. d. Gelehrten- und Realschulen Württembergs, 1890 S. 381—403.

[2]) Er ist wohlweislich nicht auf die Bühne gebracht.

[3]) Größtenteils Franziska nachgebildet, wogegen die englische Herkunft eine Reminiszenz an die Tänzerin Nency Levier sein dürfte, die in früheren Zeiten den Herzog lange an sich gefesselt hatte, andere Züge sogar auf die Zeit der Grävenitz zurückgehen könnten.

[4]) In vieler Hinsicht deutlich an Montmartin erinnernd.

gemein ist, auch nicht das der Kuppelei, um sich bei seinem Herrn in Gnade zu halten, der kleinliche, hündisch kriechende Hofmann, der freche sittenlose Adel, der aller bürgerlichen Moral Hohn spricht — und als Kehrseite alles dessen das getretene, hilflose Volk, das mit seinem Blut die Kosten der prassenden Verschwendung am Hof bezahlen muß, „lauter Züge einer traurigen Wirklichkeit",[1]) die der Dichter seiner nächsten Umgebung hat entnehmen können.

Kabale und Liebe ist der wirksamste Protest gegen den Despotismus Herzog Karls, wie überhaupt der damaligen Duodezfürsten. Man kann sagen, es bilde den Abschluß der politischen Oppositionsliteratur, die in den siebziger Jahren mit Goetz und Emilia Galotti begann. Seit diesen Werken war die Polemik gegen die deutschen Fürstenhöfe dem ganzen deutschen Drama geläufig geworden.[2]) Schiller fand einzelne Züge in den Stücken von Klinger, Lenz, Leisewitz, in Otto von Gemmingens „Hausvater". Vor allem konnte ihm Emilia Galotti als Muster dienen. Aber auch dieses Vorbild hat Schiller hinter sich gelassen. Daß Schiller alle diese dramatischen Erzeugnisse der Geniezeit übertraf, erklärt sich neben seinem höheren Genie dadurch, daß der revolutionäre Sinn in seinen Jugendstücken nicht bloß seine Nahrung zog aus der allgemeinen deutschen Oppositionsbewegung, sondern auch aus der landschaftlichen Erregung und noch mehr aus der persönlichen des Dichters selbst, wie dies sonst bei keinem dieser Kraftgenie der Fall ist.

Schiller bildet so zugleich auch das letzte Glied in der Kette dieser württembergischen Dichter. Was die Fülle des Stoffs, was die Schärfe der Opposition anbetrifft, so ist die Ähnlichkeit zwischen Schiller und den württembergischen Dichtern zweifellos größer als die Schillers mit irgendeinem der obengenannten Dramatiker. Die Dichtungen eines Huber, Gemmingen, Hartmann enthalten schon vollständig Kabale

[1]) Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur S. 505.
[2]) Vrgl. J. Minor, Schiller II, 144—49.

und Liebe nach der politischen Seite hin. Aber es bedurfte der Hand eines genialen Dramatikers, um diese zerstreuten Züge zu einem plastisch-einheitsvollen Gemälde zu vereinigen und so diesem Stoffkreis einen dauernden Platz in der deutschen Literaturgeschichte zu sichern.

Wenn in dieser Abhandlung die württembergischen Dichter vor Schiller so ausführlich behandelt worden sind, so geschah dies deshalb, weil ihr Leben und Dichten so recht deutlich zeigt, wie gerade in Württemberg die öffentlichen Verhältnisse die damaligen Dichter auf politische Motive hindrängten, weil sie die Impulse verständlicher machen, welche die Umgebung unserem größten Dramatiker geben konnte. Aber an und für sich schon ist das Leben und Dichten dieser Vorläufer Schillers interessant genug, um ihr Andenken wieder aufzufrischen. Haben doch auch sie in ihrem Leben und Dichten die Ideale verfolgt, die uns Schiller in seinem „Lied an die Freude" vor Augen führt:

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut;
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Der Größere hat Deutschland, ja die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllt, verdienen nicht auch die Kleinen mehr Anerkennung, wenigstens bei ihren württembergischen Landsleuten?

Lebenslauf.

Geboren bin ich, Emil Seibel, am 13. Juni 1885 zu Murr OA. Marbach a. N. als Sohn des Schultheißen Seibel daselbst. Ich besuchte zuerst die Lateinschule zu Marbach a. N., dann die niederen evang.-theolog. Seminarien zu Maulbronn und Blaubeuren und trat im Herbst 1903 in das Stift zu Tübingen ein, um mich dem Studium der neueren Sprachen und der Geschichte zu widmen. Diese Studien unterbrach ich durch einen je halbjährigen Aufenthalt in England und Frankreich. Im Herbst 1908 erstand ich die I. realistische Dienstprüfung. Nach kürzerer Verwendung an der Latein- und Realschule zu Crailsheim, dem K. Olgastift zu Stuttgart und der Höheren Mädchenschule zu Göppingen wurde ich Ostern 1909 Repetent am evang.-theolog. Seminar Schöntal.

Meine Tübinger Lehrer waren: v. Below, Bohnenberger, Busch, v. Fischer, Franz, Goetz, Gottschick, v. Lange, Maier, Pfau, Jacob, Sapper, Voretzsch.

Ihnen allen bin ich zu Dank verpflichtet, besonderen Dank aber schulde ich Herrn Prof. Dr. v. Fischer, der mich auch bei der Ausarbeitung dieser Abhandlung aufs freundlichste unterstützt hat.